



Gute Bauten in Graubünden 2001

Bündner Heimatschutz
Bündner Vereinigung für Raumplanung

BVR-Informationen 2/01, Sonderheft, 25. Jahrgang, Nr. 2
November 2001

AUSZEICHNUNG	DISTINZIONE	DISTINCZIUN
GUTE	ARCHI-	ARCHI-
BAUTEN	TETTURA	TECTURA
2001	2001	2001
GRAUBÜNDEN	GRIGIONE	GRISCHUN

Gute Bauten in Graubünden 2001

Bündner Heimatschutz
Bündner Vereinigung für Raumplanung

Herausgeber und Bezugsquelle:

BVR

Bündner Vereinigung für Raumplanung
Associaziun grischuna per la planisaziun dal territori
Associazione grigionese di pianificazione del territorio

Dorfhaus
7076 Parpan
Telefon 081 382 23 23

Bündner Heimatschutz

Protecziun da la patria Protezione della patria

Poststrasse 43
7000 Chur
Telefon 081 250 75 72

www.heimatschutz-gr.ch E-mail: info@heimatschutz-gr.ch

Einzelheft: Fr. 15.–

Redaktion: Georg Fromm, Gräsch; Jürg Ragetti, Chur
www.gutebauten.ch

Grafik: Konrad Kunz, Chur

AUSZEICHNUNG	DISTINZIONE	DISTINCZIUN
GUTE	ARCHI-	ARCHI-
BAUTEN	TETTURA	TECTURA
2001	2001	2001
GRAUBÜNDEN	GRIGIONE	GRISCHUN

Die Latte war sehr hoch gesetzt

Von Rita Cathomas-Bearth

Projektleiterin «Auszeichnung Gute Bauten in Graubünden 2001»

Es war vorauszusehen, dass die Jurierung spannend würde, zum einen wegen der heterogenen, internationalen Zusammensetzung der Jurymitglieder, zum anderen wegen der seit den ersten beiden Auszeichnungen auffallend gestiegenen Anzahl an qualitativollen Bauten. Viele davon waren bereits in Publikationen, Fachzeitschriften und Tageszeitungen vorgestellt und gewürdigt worden.

Es war die breite Qualität, die den Jurymitgliedern die Auswahl so schwer machte. Da prallten urbane auf rurale Ansichten, funktionale und technische Mängel wurden gegen ästhetische Qualitäten aufgewogen. Ich, die ich als Nicht-Fachfrau einen Bau intuitiv erfasse, bekam mit, wie von mir Gespürtes in Worte gefasst wurde. Wie die meisten architekturinteressierten Menschen erwarb ich meine Kenntnisse im breiten Vergleich und durch Lektüre. Die Jury-Debatten kamen mir vor wie die Bewertung von Musikinterpretationen.

«Architektur ist gefrorene Musik» schreibt Arthur Schopenhauer in «Die Welt als Wille und Vorstellung». Damit hat er wohl das Poetische an der Architektur gemeint, das Sinnliche. Glückliche, wer in einer wohl gestalteten Umgebung aufwachsen kann, in gelungenen Schulräumen unterrichtet wird, in guten Wohnsiedlungen und Wohnräumen wohnen darf. Gestalterisch Misslungenes verstimmt. Die Wirkung der Architektur auf den einzelnen Menschen und auf die Gemeinschaft darf nicht unterschätzt werden. Sie ist ebenso prägend wie das vorgelebte Vorbild.

Mir scheint, dass die Baukultur in den letzten Jahren einen neuen Stellenwert erhalten hat, auch in den Medien. Gut bauen ist wieder erkennbare Absicht, selbst wenn nicht alles gelingt. Als Bündnerin bin ich stolz auf die Architektur- und Ingenieurleistungen in unserem Kanton. Vieles, was die Jury in den Unterlagen der 138 vorgeschlagenen Bauten und auf der Juryreise zu sehen bekam, überzeugte. Ich denke auch an mir bekannte, aber nicht eingereichte Bauten, die durchaus erwähnenswert wären. Anerkennung verdienen die Bauherrschaften, öffentliche und private, die Einsatz zeigen für gute Baukultur und sich ihres Stellenwerts bewusst sind. Einen wesentli-

Die Trägerschaft dankt folgenden

Institutionen für die finanzielle Unterstützung:

Kulturförderung Kanton Graubünden
Graubündner Kantonalbank, Chur
Fundaziun Capauliana, Cuir
Stiftung Stavros S. Niarchos, Chur
Paul Schiller-Stiftung, Zürich
Holcim (Schweiz) AG, Zürich

Trägerschaft:

Architektenforum Chur (AFC); Bündner Heimatschutz (BHS); Bund Schweizer Architekten (BSA OGZ); Bündner Vereinigung für Raumplanung (BVR); Denkmalpflege Graubünden; Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein (SIA GR); Schweizerischer Technischer Verband, Sektion Graubünden (STV GR) und STV Fachgruppe für Architektur und Bauingenieurwesen (STV/FAB GR); Schweizerischer Werkbund (SWB GR); Berufsverband visuelle Kunst, Sektion Graubünden (MISARTE GR)

Pläne, Fotos und Objektbeschreibungen wurden von den Architekten bzw. Ingenieuren der prämierten Bauten für diese Publikation zur Verfügung gestellt.

Projektleitung: Rita Cathomas-Bearth, Chur. Mitarbeit: Jürg Ragettli, Chur.

chen Beitrag zur Qualität leisten auch die einheimischen Handwerker, die das im Plan Vorgegebene sorgfältig und mit Engagement umsetzen. Nur wenn Bauherrschaft, Architekt, Ingenieur und Handwerker am gleichen Strick ziehen, kann ein gelungener Bau entstehen.

Es sind mehrere Faktoren, die Graubündens Architekturszene positiv beeinflusst haben. Zunächst ist es die Haltung des Kantons als Bauherr oder Subventionsgeber, der seit Jahren das Wettbewerbswesen fördert und so auch jungen, noch wenig bekannten Architekten eine Chance gibt. Zum andern dürften neue Wege und Möglichkeiten in der Ausbildung, die Architekturkritik und das Vorbild anerkannter Mentoren gute Früchte getragen haben. Schliesslich scheint auch die «Auszeichnung für Gute Bauten» eine gewisse Animationsfunktion zu haben. Seit den ersten beiden Auszeichnungen ist die Bauqualität breiter geworden, was sich auch in der Zahl der prämierten Bauten ausdrückt: 1987 waren es 11 Bauten, 1994 waren es 15 und in diesem Jahr – über die Vorgabe des Reglements hinausgehend – 17 Bauten.

Ich hoffe, dass sich diejenigen nicht entmutigen lassen, die für ihre Bauten keine Auszeichnung erhielten. Die Latte war diesmal sehr hoch gesetzt. Wer nicht darüber kam, muss nicht ein schlechter Springer sein. In diesem Sinn danke ich im Namen der Trägerschaftsverbände allen, die Vorschläge zur Prämierung einreichten. Ich danke der Kulturförderung des Kantons Graubünden und allen privaten Institutionen und Stiftungen, die durch Ihre finanzielle Unterstützung die Austragung dieser Auszeichnungen ermöglichten. Herzlichen Dank auch den Jurymitgliedern, die unter dem Präsidium von Prof. Martin Steinmann weitgehend ehrenamtlich und bis in die Nacht unermüdlich debattiert und gewichtet haben. Und nicht zuletzt Dank den Vertretern und Vertreterinnen der Trägerschaftsverbände, den Redaktoren dieser Publikation, Georg Fromm und Jürg Ragetti, dem Grafiker Konrad Kunz, den Ausstellungsmachern Felice Guarino, Christian Wagner und Daniel Walser, und den vielen Einzelpersonen, die in verschiedenen Bereichen tatkräftig und weitgehend unentgeltlich mitgewirkt haben.

Den Preisträgern und Preisträgerinnen entbieten wir unsere Gratulation. Mögen die prämierten Bauten, die in dieser Publikation und in einer Ausstellung vorgestellt werden, eine breite Diskussion auslösen und noch lange nachwirken, damit in einigen Jahren bei der vierten Auszeichnung der Jury die Auswahl noch schwerer fällt.

15, 17 oder mehr

Bemerkungen zur Jurierung «Gute Bauten in Graubünden 2001»
Von Martin Steinmann, Jurypräsident

Der Name der Auszeichnung spielt die Bedeutung der Sache herunter, aber auch die Schwierigkeit, die bei der dritten Auflage sichtbar geworden ist: Viele Bauten, die in den vergangenen sieben Jahren in Graubünden entstanden sind, sind gut, mehr als die 15, die das Reglement der Auszeichnung vorsieht, und mehr als die 17, die wir schliesslich ausgezeichnet haben. Dieses Faktum hat bei den Beratungen zu spannenden Auseinandersetzungen geführt, es hat eine Schärfung der Kriterien bewirkt, was nur gut war. Es hat bei den Juroren aber auch das Bedauern geweckt, dass es nicht möglich war, die Entscheidungen über die ausgezeichneten Bauten hinaus zu begründen; viele Bauten, die in die letzte Runde kamen, hätten es verdient.

Gründe für die Entscheidungen gibt es schon, angefangen mit der Stellung der Bauten im Kontext einer Landschaft, eines Dorfes, eines Quartiers, und damit, wie die Bauten durch ihre Erscheinung ihren Kontext klären. Davon ist noch zu reden. Sie lagen bei manchen der Bauten, die wir besichtigten, nicht sogleich zu Tage, manches Gespräch hat damit angefangen, dass einer sagte, nachdem wir aus dem kleinen Bus ausgestiegen waren: «Also, was an diesem Haus gut ist, das muss man mir erklären». Ein anderer hat es dann versucht – falls er nicht selber überrascht war, wie sich gelegentlich die Unterlagen, die wir gut studiert hatten, von der Wirklichkeit unterschieden. Übrigens nicht nur zum Schlechten; gelegentlich entwickelten sich aus der Wirklichkeit auch Beziehungen, die wir nicht vermutet hatten.

Eines wurde beim Studium der eingereichten Unterlagen bald klar: Es gibt Aufgaben, die mit den Kriterien der Auszeichnung «Gute Bauten in Graubünden» nicht zu erfassen sind, auch wenn sie für die Baukultur Bedeutung haben. Beispielsweise die Restaurierung einer Kirche. Hier gelten ganz andere Werte als die erfinderische Auseinandersetzung mit dem Alten, wie das beim Ausbau einer früheren Scheune der Fall ist. Beispielsweise die sanfte Erneuerung eines Hauses ohne grosse Alt-Neu-Gesten. Beispielsweise schliesslich die Einrichtung einer Bar in einem alten Hotel ... Solche Aufgaben überdehnen das Gummiband, das die bewerteten Bauten bei aller Verschiedenheit zusammenhalten muss. Dieses Gummiband aber war bei den Beratungen der Kontext. In ihrer Beziehung zu ihrem landschaftlichen und baulichen Kontext vor allem wachsen die Bauten über ihre gute Brauchbarkeit hinaus zu einer Bedeutung für die Gemeinschaft. (Eine solche Bedeutung hat selbstverständlich, in ihren eigenen Kriterien, auch eine sorgsame Restaurierung).

Da die Auszeichnung zu einer breiteren Auseinandersetzung mit dem Bauen anregen soll, war gerade dieser Punkt wichtig: dass die Bauten, die ausgezeichnet würden, über sich hinausweisen, dass sie exemplarisch sind für eine Weise, eine Landschaft oder ein Dorf zu sehen und sie weiterzubauen. Das meint nicht, dass diese Bauten gewissermassen Bilder liefern dafür, wie dort gebaut werden soll. Ein nächster Entwurf wird anders ausschauen, weil seine Voraussetzungen andere sind. Es ist von Bedeutung, dass die Arbeit des Architekten oder des Ingenieurs in Bewegung bleibt. Es geht um diese Arbeit, nicht um Bilder, die sie schafft und die zu Klischees gerinnen, wenn sie den Voraussetzungen einer Aufgabe nicht immer von neuem abgewonnen werden.

Für die Auszeichnung wurden die Unterlagen zu 138 Bauten eingereicht, was nicht nur die Werke von Architekten meint, sondern auch von Ingenieuren (der romanische und der italienische Name der Auszeichnung ist da ungenau). Das ist um so wichtiger, als die Werke von Ingenieuren gerade in den Bergen die Landschaft oft bestimmen. Man denke nur an die Stützmauern, die viel zu wenig als Bauten verstanden werden, die eine Gestaltung verlangen. Darum aber geht es bei der Auszeichnung in erster Linie: um die Qualität des natürlichen und des gebauten Raumes, oder, weniger abstrakt, um die Qualität der Umwelt, soweit sie mit dem Bauen zu tun hat.

Selbstverständlich bezeichnet die Stellung eines Hauses in einem Dorf nur eine Ebene der entwerferischen Entscheidungen; man kann sie die städtebauliche nennen. Sie muss von anderen solchen Entscheidungen gestützt werden, welche die Funktion, die Form, die Konstruktion, das Material, die Farbe, die Stimmung und so weiter betreffen und welche zusammenlaufen im Begriff der Angemessenheit. Das zu sagen heisst nicht, mit neuen Kriterien zu hausieren: es sind die Kriterien, welche Bauten schon immer über die blossе Brauchbarkeit hinaus zu einem reichen, komplexen Ganzen gemacht haben, zu «guten Bauten» eben.

Was aber heisst «gut»? Was sind «gute Bauten»? Was sind sie, über solche allgemeine Feststellungen hinaus? Darauf kann man nur am einzelnen Fall antworten. Es gibt keine Schablonen, die man über die Bauten legen kann wie über die angekreuzten Antworten eines Tests. Die Bedeutung der Kriterien muss von Fall zu Fall bestimmt werden. Unsere Aufgabe bei der Bewertung bestand deswegen darin, die Bauten nicht nur an den Kriterien zu messen, die wir mitbrachten, sondern immer wieder unsere Kriterien auch an den Bauten. Und selbstverständlich an den Kriterien der anderen Juroren. Gerade daraus, dass sie nicht von vornherein die gleichen waren, gewannen die Auseinandersetzungen ihre Dichte. Dazu aber ist die Besichtigung der Bauten unerlässlich. Erst in der sinnlichen Wahrnehmung von Bauten wachsen die entwerferischen Entscheidungen zu dem Ganzen zusammen, das ihren komplexen Sinn vermittelt.

Auf Grund der eingereichten Unterlagen haben die Juroren in mehreren Runden die Zahl der Bauten auf die rund 40 eingeschränkt, die während zwei Tagen, am 3. und

4. September, abgefahren wurden, viele hundert Kilometer in diesem Bus durch Graubünden, angesichts der mächtigen Landschaften manchmal vergessend, dass wir zum Arbeiten da waren, auch wenn die Auseinandersetzungen, gerade bei unterschiedlichen Meinungen, durchaus vergnüglich waren. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzungen sind die Auszeichnungen. Zusammen decken sie ein breites Spektrum von Fragen ab, die sich dem Bauen in Graubünden stellen und auf die sie eine angemessene Antwort geben, abseits von älteren oder neueren Klischees.

Nochmals, es gibt in Graubünden mehr gute Bauten als die mit der «Auszeichnung für Gute Bauten» bedachten. Es ist aber auch zu sagen, dass sie nur einen verschwindenden Teil von dem ausmachen, was täglich gebaut wird. – Der Stand des Bauens zeigt sich daran, dass viele Architekten und Ingenieure, die hier arbeiten, mit ihren Werken seit einigen Jahren eine breite Aufmerksamkeit finden, wenigstens im «Unterland». Ihre Werke werden veröffentlicht, Zeitschriften machen ganze Hefte über «architecture dans les Grisons», sie machen Führer über «30 Bauten in Graubünden», das Fernsehen vergibt «Hasen» an diese Werke ... Das bedeutet aber auch, dass die Konkurrenz hart geworden ist, wie die dritte Auflage der Auszeichnung eindrücklich belegt. Sie bezieht sich auf diese Jahre, auf die sieben fetten Jahre des Bauens in Graubünden. Es ist andererseits eben diese Konkurrenz, welche dieses Bauen in Bewegung hält. Davon profitieren beispielsweise die Gemeinden, die bei Wettbewerben unter mehreren Entwürfen für potentielle «Gute Bauten» auswählen können. Nicht umsonst sind Schulhäuser unter den ausgezeichneten Bauten gut vertreten.

Mit der Qualität der eingereichten Bauten sind auch die Anforderungen gestiegen. Dennoch war es schwer, sich auf 15 zu beschränken – was auch nicht ganz gelungen ist. Die Trägerschaft der Auszeichnung wird sich überlegen müssen, diese Zahl zu erhöhen. Das aber ist das erfreuliche an der schwierigen Lage, in der sich die Juroren befunden haben: dass es in Graubünden ein Bewusstsein für die Bedeutung gibt, die gute Bauten für die Welt haben, in der wir leben, dass dieses Bewusstsein viele Bauten auszeichnet, auch wenn sie schliesslich nicht ausgezeichnet wurden. Oft haben wir uns, vor ihnen stehend, gesagt: wenn allgemein so gebaut würde, wäre es gut. Das aber ist der Sinn der Auszeichnung, dieses Bewusstsein zu fördern, über die 15 oder 17 oder mehr Bauten hinaus.

Ein Blick von aussen

Anmerkungen zur Architektur Graubündens

Von Friedrich Achleitner, Jurymitglied «Gute Bauten in Graubünden 2001»

Ich hatte einen Traum. Es war in einer jener neuen Turnhallen in Graubünden, in denen sich ästhetische Gefasstheit und technische Intelligenz mit einem selbstverständlichen Kontakt zur umliegenden Landschaft verbinden: Der Boden war allerdings gemammelt voll mit Fettnäpfchen, die ihn sozusagen Mann an Mann bedeckten. Beim Eingang stand Gion Caminada, vorne bei der Bühne Peter Zumthor. «Bevor du deinen Vortrag hältst», sagte Gion, «musst du nach vorne zum Peter gehen, der hat dir was zu sagen.» «Ja, aber zwischen den Fettnäpfchen ist ja keine Daumenbreite Platz», sagte ich eingeschüchtert. «Das macht nichts. Alle Ausländer, die über die Schweizer Architektur reden wollen, müssen da durch.» Ich erwachte schweissgebadet, aber den Vortrag habe ich noch vor mir.

Ich möchte mit dieser Einführung nichts anderes sagen, als dass es einfach unmöglich ist, von aussen über eine unendlich verflochtene Szene zu sprechen. Die vermuteten Wahrheiten sind auch gar nicht gefragt. Ein Blick von aussen ergibt ein Bild. Und dieses Bild darf nicht mit irgendeiner Wirklichkeit verwechselt werden. Es ist ein Bild, mein Bild, falsch oder halbfalsch, schräg oder auf dem Kopf stehend. Ich darf vorausschicken, mich fasziniert der Gegenstand, die Graubündner Architektur, und wenn man schon ein Bild versucht, wälzt man die verschiedensten Gedanken. Basta.

Der Kanton Graubünden, eine der vitalsten Architekturregionen Europas, erweckt von aussen noch den Eindruck, eine Region zu sein. Das ist nicht nur die charakteristische Landschaft und die noch stark präsente bäuerliche und kleinstädtische Baukultur mit den unglaublich einprägsamen Ortsbildern – wenn ich nicht einmal behauptet hätte, das Ortsbild gibt es nicht, müsste ich jetzt sagen. Ich bin natürlich voreingenommen: Die gegenwärtige Baukultur Graubündens ist für mich zunächst einmal die Bestätigung einer alten, etwas simplen These, jene von der Dichotomie des regionalen Bauens und der regionalistischen Architektur. Das regionale Bauen ist jener arglose paradiesische Zustand, in dem die einfachen (und auch komplizierten) Dinge ihren natürlichen Platz haben, das regionale Bauen erscheint künstlerisch absichtslos, es dient dem Leben in dieser Region, es ist offen für alles Neue, wenn es brauchbar ist, es denkt a priori rational, ist ohne Argwohn und Verdacht. Das regionale Bauen ist schweigsam, an materielle und geistige Ressourcen ohne Eifer und Eifersucht gebunden.

Die regionalistische Architektur lebt von der Entdeckung einer Region, sie kommt von aussen, ist von städtischem, urlaubendem und sommerfrischelndem Interesse. Die regionalistische Architektur ist die fortgesetzte Einkleidung einer Region mit vermeintlichen Formen ihrer selbst. Sie ist selbstbespiegelnd, inszeniert, theatralisch, sie birgt Absichten, ist erprobt in Aufmärschen und Selbstdarstellungen von Ort- und Talschaften, spekulativ, touristisch gesteuert, sie denkt a posteriori, sie ist ein Bauen nach dem Sündenfall, schuldig, sich selbst nicht mehr sicher, aus dem Paradies einer bauenden Naivität, die sie verherrlicht, vertrieben.

Natürlich musste ich einsehen, dass man zwar solche Gegensätze konstruieren kann, dass sie aber keiner Realität entsprechen. Wir müssen uns also damit abfinden, dass auch der paradiesische Zustand, die Feier der einfachen Dinge, Konstrukte sind, Ergebnisse höchster Konzentration und geistiger Anstrengung. Die Jungfräulichkeit des absichtslosen Denkens, die platonische Existenz gibt es nicht oder nicht mehr. Ich begeben mich nun auf das Glatteis von Verdächtigungen.

Wir vom Gewerbe der Architekturbetrachtung sind es gewohnt, die Architektur zu personalisieren. Es gab immer die Stars, die grossen Impulsgeber, die unerschöpflichen Lebenswerke, die eine ganze Zeit, das Denken und Forschen in einer kulturellen Situation auf den Punkt bringen. Es gibt heute kein waches Architektenhirn mehr, das nicht weiss, was in Porto oder Kyoto, in Rotterdam oder London passiert. Insofern ist die Region, auch als Arbeitsplatz, meist nur mehr ein temporärer Begriff, auf keinen Fall die geschlossene Welt, die sie nie war, weil sie im Grunde nur als Traumbild einer romantischen Weltbetrachtung konstruiert wurde.

Und trotzdem ist das Phänomen, das wir hier zufällig Graubünden nennen, auffindbar, wahrnehmbar, benennbar, ja sogar beschreibbar. Und wenn es auch um die Beschreibung schlecht bestellt ist, dies gilt vor allem für die Architektur, so verbindet doch jeder, der Graubünden kennt, damit ganz bestimmte, unverwechselbare Bilder.

Ich entgehe also der Personalisierung in meinen Betrachtungen nicht. Und ich nehme gleich den Stier bei den Hörnern und beginne mit Peter Zumthor, nicht nur weil ich mich mit seiner Arbeit etwas eingehender beschäftigt habe, sondern weil er im Relief der Graubündner Architekturlandschaft ein ganz besonderes Massiv darstellt. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass sein Atelier, seitdem es existiert, so etwas wie eine Schulstube für die jüngeren Architekten des Kantons darstellte oder immer noch ist.

Ich weiss, dass die Thematisierung des Ortes einen Topos im ganzen Schweizer Architekturdanken darstellt, aber bei Zumthor hat dieses Thema eine sehr unmittelbare, direkte Formulierung erfahren, und er hat von vornherein auf die dialektische Energie dieses Problems hingewiesen. Zitat: *Ortsarchitektur ohne Weltkenntnis ist uninteressant, Weltarchitektur ohne Ortskenntnis auch.* Und er wird konkreter: *Von Bauwerken,*

die an ihrem Ort eine besondere Präsenz entwickeln, habe ich oft den Eindruck, sie stünden unter einer Spannung, die über den Ort hinausweist. Sie begründen ihren konkreten Ort indem sie von der Welt zeugen. Das aus der Welt kommende ist in ihnen eine Verbindung eingegangen mit dem Lokalen. Und noch präziser: Schöpft ein Entwurf alleine aus dem Bestand und der Tradition, wiederholt er das, was sein Ort ihm vorgibt, fehlt mir die Auseinandersetzung mit der Welt, die Ausstrahlung des Zeitgenössischen. Erzählt ein Stück Architektur nur Weltläufiges und Visionäres, ohne ihren konkreten Ort zum Mitschwingen zu bringen, vermisse ich die sinnliche Verankerung des Bauwerks an seinem Ort, das spezifische Gewicht des Lokalen.

Das spezifische Gewicht des Lokalen ist also jene Kraft, die Bauten in einer Region verankert, und der Blick auf die Welt ist jener Erfahrungshorizont, der sie kulturell erkennbar, ja überhaupt sichtbar macht. Und wenn man aus einer anderen Region einen Blick auf diese macht, ist es ja ein Blick auf die Welt, die sich in Kulturen darstellt. Ein Blick auf Graubünden, etwa aus Wien, nimmt aber in erster Linie nicht die Weltstandards etwa im technologischen oder materialen Bereich, nicht die globalen ästhetischen Übereinkünfte, die von Japan bis Kalifornien reichen, wahr, sondern die spezifischen Qualitäten der nicht austauschbaren Orte, die Ergebnisse von Dialogen mit den kulturellen und ökonomischen Ressourcen eines Landes sind.

Bis jetzt habe ich die Turnhalle mit den Fettnäpfchen noch gar nicht betreten. Das kommt aber gleich. Ich möchte die Konstruktion meines Bildes nur auf ein paar Architekten beschränken. Einerseits, weil die Wahrnehmung der Graubündner Architektur von aussen sich natürlich auf wenige Architekten konzentriert, andererseits, weil sogar im Spektrum der hier ausgezeichneten Bauten nicht alle selbstverständlich in dieses sehr künstliche Bild passen.

Also: Wer an Graubünden denkt, denkt an Vrin und wer an Vrin denkt, sagt Gion A. Caminada. Und wer an die Erneuerung und Wiederbelebung der lokalen Strickbautechnik denkt oder an die körperhafte Präsenz von Turnhallen und Schulgebäuden in ebenso von kraftvollen Volumen strukturierten Ortsgefügen, denkt an Bearth & Deplazes oder an Conradin Clavuot. Natürlich hat der Erneuerungsprozess in einem bäuerlichen Milieu andere Reibflächen als das Bauen in baukulturellen Sondersituationen wie etwa in Davos oder gar in Chur. Und es ist kein Zufall, dass ich mich auf die Bauten von Jüngling & Hagmann oder Gigon & Guyer und anderen ausgezeichneten Architekten nicht einlassen werde.

Was heute von aussen auf den ersten Blick als «graubündnerisch» wahrgenommen wird, ist jene Bautätigkeit, die sich enger am sich stetig verändernden Leben auf dem Lande vollzieht, also auch in jenen Zonen, die sich schon seit Generationen als bestimmtes Landschaftsbild vermittelt haben. Grössere Städte und klassische Tourismusorte haben eine reichere Vielfalt von Weltmerkmalen, das Gewicht des Lokalen ist, wenn es überhaupt dominiert, anders verteilt. Caminadas grosse Leistung

liegt in seiner Nähe zu den Problemen der bäuerlichen Welt und im distanzierten Blick, dessen er fähig ist. Das gilt auch für mehrere Architekten, nur in anderen Dosierungen und Gewichtungen.

Zu den Komponenten der Erneuerung und Fortführung lokaler Handwerkstraditionen kommt in der letzten Zeit auch eine Auseinandersetzung, die Bruno Reichlin eine kulturalistische nennen würde, wie sie etwa bei der Schule von Vella oder den Häusern Meuli in Fläsch und Wieland-Held in Felsberg sichtbar wird, bei der Thematisierung von Fassaden, Fensterlaibungen im Zusammenhang mit topographisch entwickelten oder bewusst in die Landschaft gesetzten Baukörpern. Denkweisen, die vielleicht an den grossen Interpreten der Graubündner Landschaft, an Rudolf Olgiati erinnern oder in einem ganz anderen Zusammenhang an analoge Architekturkonzepte im Spannungsfeld von Integration und Verfremdung (Miroslav Sik), was auch in die Gefahrenzone von Stildenken und Manierismus führen kann. In dieser Diskussion scheint mir das Gelbe Haus in Flims eine Abrechnung Valerio Olgiatis nicht nur mit einem architektonischen Überich, sondern mit der ganzen regionalen Inszenierung einer verklärenden, letztendlich aber ausgetrockneten touristischen Architektur zu sein. Die verfremdende Wiederholung genügt nicht mehr, es geht um eine radikale Verwandlung, um zu einer Aussage über den Ort vorzustossen. Ein Haus, das nicht nur viele Fragen aufwirft, sondern vieles in Frage stellt.

Bei meinem Bild von Graubünden, das ich Ihnen kurz skizzieren wollte, fehlt noch ein wesentliches Element. Es handelt sich um die Anwesenheit eines vitalen konstruktiven Geistes, der offenbar durch viele Architekten und Architekturbüros hindurchwirkt und der nicht nur mit eleganten, raffinierten und landschaftlich höchst sensiblen Brücken und Stegen auffällt: Ohne Jürg Conzett ist für mich die Graubündner Architektur nicht vorstellbar. Es ist kein Zufall, dass er mit Peter Zumthor den grossen Architekturpreis von Sexten bekam. Damit komme ich zu Peter Zumthor zurück.

Da in Peter Zumthors Werk ein Schlüssel zum Verständnis der Architektur Graubündens liegt, beziehe ich mich zum Abschluss noch einmal auf schon Behauptetes: Peter Zumthors Umgang mit dem Ort ist mehr als die Überwindung eines regionalistischen Themas. Seine Architektur schiebt insofern zweihundert Jahre Form- und Stildiskussion beiseite, als er sich auf die Abkoppelung der Form von Inhalten gar nicht einlässt. Zumthor ist auch kein Funktionalist, weil er keine Funktionen darstellt, die Sachlichkeit, die man ihm gerne zugestehen würde, zeigt keine Lust sich als «Stil» zu deklarieren. Wir wissen, dass sich seit der Proklamation des «International Style» die Moderne immer wieder in stilistische Moden verheddert. Zumthor geht mit seinem Versuch eines Entwerfens an den Problemen entlang wieder auf die Offenheit der frühen Moderne zurück. Martin Steinmann drückt dies so aus:

Entwerfen bedeutet für ihn also, die Form, an der er seine Erfahrung gemacht hat, zu verallgemeinern, das heisst sie auf Merkmale zurückzuführen, welche sie zur allge-

meinen Form machen (zur Form diesseits von «Geschichten») ... So lässt sich in der Architektur von Zumthor eine Recherche erkennen, die sich einerseits auf «die Form, die stimmt» richtet, andererseits aber darauf, dieses «stimmen» in den Dingen anzuschließen.

Unter diesem Aspekt lassen sich, glaube ich, viele neue Bauten in Graubünden betrachten.

Jury «Auszeichnung Gute Bauten in Graubünden 2001»

Präsident: Martin Steinmann, Prof. Arch. EPUL, Lausanne
Mitglieder: Friedrich Achleitner, Prof., Architekturpublizist, Wien
Rita Cathomas-Bearth, Vertreterin der Trägerschaft, Chur
Wilfried Dechau, Chefredaktor Deutsche Bauzeitung, Stuttgart
Christof Kübler, Kurator Schweiz. Landesmuseum, Zürich
Peter Marti, Prof. Ing. ETHZ, Zürich
Flora Ruchat-Roncati, Prof. Arch. ETHZ, Zürich
Beatrice Sender-Rieger, Denkmalspflegerin TG, Frauenfeld
Eveline Widmer-Schlumpf, Regierungspräsidentin GR

Liste der prämierten Bauten 2001

Die Reihenfolge erfolgt nach Regionen und ist keine Rangierung

Thermalbad Vals

Baujahr: 1990–1996
Bauherrschaft: Hotel Therme Vals AG
Architekt: Architekturbüro Peter Zumthor, Haldenstein
Ingenieure: Jürg Buchli/Casanova und Blumenthal, Haldenstein

Chasa Crestas, Vignogn

Onn da construcziun: 1999/2001
Proprietari: Karl Segmüller, Reussbühl
Architect: Gion A. Caminada, Vrin
Collavuraziun: Beat Hausherr
Inschigners: Konzett, Bronzini, Gartmann AG, Cuir

Chasa da scola e stabiliment polivalent Sutvitg, Vella

Onn da construcziun: 1997
Proprietaria: Vischnanca da Vella
Architects: Valentin Bearth & Andrea Deplazes, Cuir
Partenari: Daniel Ladner
Inschigners: Casanova SA, Glion; Andrea Rüedi, Cuir

Chasa da scola, Duvin

Onn da construcziun: 1995
Proprietaria: Vischnanca da Duvin
Architect: Gion A. Caminada, Vrin
Collavuraziun: Thomas Stettler
Inschigners: Branger & Konzett SA, Cuir

Das Gelbe Haus, Flims

Baujahr: 1998/99, Umbau
Bauherrschaft: Gemeinde Flims
Architekt: Valerio Olgiati, Zürich
Ingenieure: Konzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

Kapelle St. Nepomuk, Oberrealta

Baujahr: 1994, Wiederaufbau
Bauherrschaft: Kapellenbauverein Realta
Architekt: Rudolf Fontana & Partner AG, Domat/Ems
Mitarbeiter: Christian Kerez, Paul Camenisch
Ingenieur: Toni Cavigelli, Domat/Ems

Oberstufenschulhaus, Paspels

Baujahr: 1997/98
Bauherrschaft: Gemeinde Paspels
Architekt: Valerio Olgiati, Zürich
Ingenieur: Gebhard Decasper, Chur

Pünt da Suransuns, Viamala

Baujahr: 1999
Bauherrschaft: Verein Kulturraum Viamala
Ingenieure: Konzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

Einfamilienhaus Wieland-Held, Felsberg

Baujahr: 1999/2000
Bauherrschaft: Monika und Andrea Wieland-Held, Felsberg
Architekt: Conradin Clavuot, Chur
Mitarbeiter: Rainer Stotz, Claudia Clavuot-Merz
Ingenieur: Placido Pérez, Bonaduz

Bettenhaus D des Rätischen Kantons- und Regionalspitals, Chur

Baujahr: 1998–2000
Bauherrschaft: Stiftung Rätisches Kantons- und Regionalspital, Chur
Architekten: Silvia Gmür und Livio Vacchini, Basel
Ingenieure: Bänziger, Köppel, Brändli und Partner, Chur
Andreas Zachmann, Basel
Hans Rigendinger, Chur

Siedlung Tivoli, Chur

Baujahr: 1999, Renovation und Erweiterung
Bauherrschaft: Helvetia Patria Ressor Immobilien, Basel
Architekten: Dieter Jüngling und Andreas Hagmann, Chur
Ingenieur: Georg Liesch, Chur

Primarschulhaus und Feuerwehrlokal, Fläsch

Baujahr: 1998/99
Bauherrschaft: Gemeinde Fläsch
Architekt: Pablo Horváth, Chur
Ingenieure: Bänziger, Köppel, Brändli und Partner, Chur

Einfamilienhaus Meuli, Fläsch

Baujahr: 2001
Bauherrschaft: Claudia und Andrea Meuli, Fläsch
Architekten: Valentin Bearth & Andrea Deplazes, Chur
Partner: Daniel Ladner; Mitarbeit: Claudia Drilling
Ingenieure: Konzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

Maiensäss Cania, Fanas

Baujahr: 2000
Bauherrschaft: Claudia und Jann Rageth, Landquart
Architekten: Valentin Bearth & Andrea Deplazes, Chur
Partner: Daniel Ladner; Mitarbeit: Claudia Drilling
Ingenieure: Konzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

Sunnibergbrücke, Umfahrung Klosters

Baujahr: 1997–1999
Bauherrschaft: Kanton Graubünden
Entwurf: Christian Menn, Chur
Projekt/Ausführung: Bänziger, Köppel, Brändli und Partner, Chur
Berater Gestaltung: Andrea Deplazes, Chur

Sportzentrum Davos

Baujahr: 1996
Bauherrschaft: Davos Tourismus
Architekten: Annette Gigon und Mike Guyer, Zürich
Ingenieure: Diag Davoser Ingenieure AG, Davos

Chasa Schigliana, Sent

Onn da construcziun: 1999/2000, integrasiun d' in atelier
Proprietaria: Helen Rösch-Scheller, Ennetbaden
Architects: Rolf Furrer, Basilea
Artist: Christof Rösch, Sent
Inschigner: Andreas Zachmann, Basilea

Thermalbad Vals

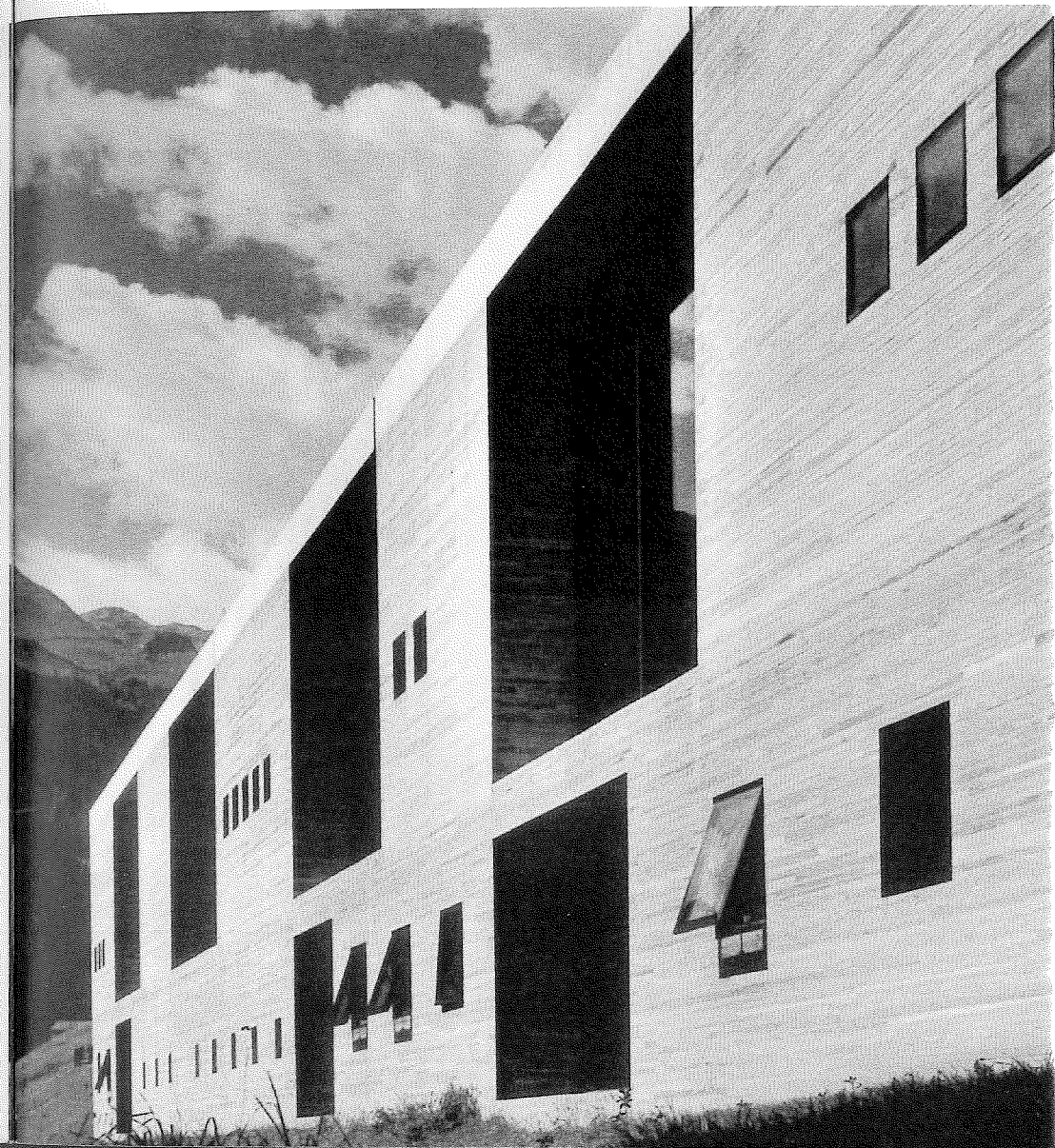
Baujahr: 1990–1996
Bauherrschaft: Hotel Therme Vals AG
Architekt: Architekturbüro Peter Zumthor, Haldenstein
Ingenieur: Jürg Buchli/Casanova und Blumenthal, Haldenstein

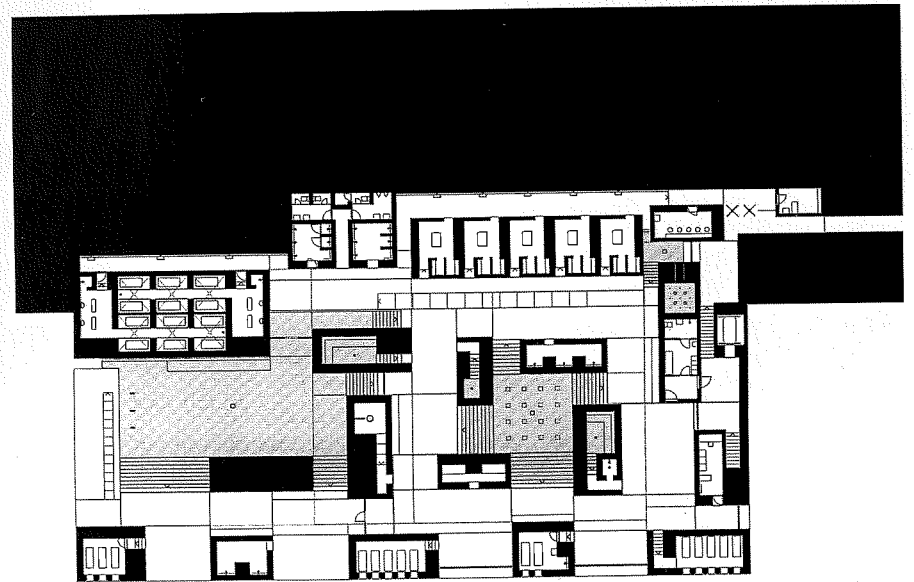
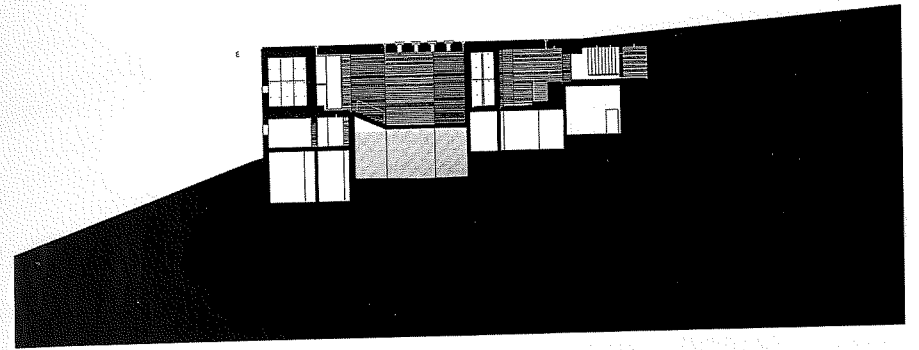
Objektbeschreibung

Das neue Thermalbad, vom Kanton Graubünden 1998 unter Denkmalschutz gestellt, ist als eigenständiges Bauwerk in den Hang gebaut. Der Solitärbau ist aus Valser Gneis gebaut. Stein für Stein. Ein mächtiger Körper, eingelassen in die Kante des Hanges und mit der Flanke des Berges verzahnt. Magerwiesenfelder bedecken die mächtigen Platten des Dachs. In der Art eines geometrischen Höhlensystems mäandriert ein kontinuierlicher Innenraum durch die Steinstruktur des Bades, die aus grossen Blöcken besteht, entwickelt sich aus engen Kavernen auf der Bergseite in grösser werdenden Dimensionen nach vorne ans Tageslicht. Hier verändert sich die Wahrnehmung. Der Aussenraum dringt in die grossen Öffnungen des Gebäudes ein und verbindet sich mit dem Hohlsystem der Kavernen. Das Gebäude als Ganzes erscheint wie ein grosser, poröser Stein. Präzise geschnitten dort, wo der «grosse Stein» aus der Hangkante herausragt, wird die angeschnittene Kavernenstruktur zur Fassade.

Würdigung der Jury

Mit dem 1996 eingeweihten Thermalbad wurden die alten Badeanlagen des in den Jahren 1962–1970 entstandenen Kurhotels ersetzt. Der auf den ersten Blick unspektakulär wirkende Kubus des Neubaus duckt sich in den Hang. Seine wahren Qualitäten, seine epochale Bedeutung birgt der Bau – wie ein zu schützendes Kleinod – hinter der steinernen Schale: Ineinander übergehende, mal kleinere, mal grössere Räume, die teils höhlenartig geschlossen, teils – sehr fein dosiert und pointiert – zur Landschaft geöffnet sind. Die gegenüber liegenden Hänge werden wie Bilder im genau richtigen Ausschnitt an der richtigen Stelle im Raum inszeniert. Die nächste Überraschung: Da die schmalen Lichtschlitze in der Decke den Beton im Hintergrund halten, fühlt man sich – abgesehen vom Wasser – von einem einzigen Material umgeben. Der Valser Gneis liegt auf den Böden, er bildet in glatt beschnittenen Schichten die Wände – unter Wasser und über Wasser, das Bad kommt ohne jede Fliese aus.





1

2

Chasa Crestas, Vignogn

Onn da construcziun: 1999–2001
Proprietari: Karl Segmüller, Reussbühl
Architect: Gion A. Caminada, Vrin
Collavuraziun: Beat Hausherr
Inschigners: Conzett, Bronzini, Gartmann SA, Cuirá

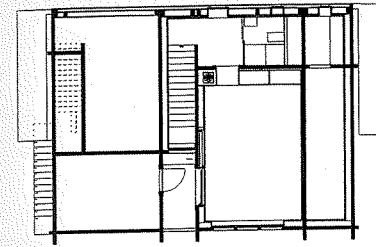
Objektbeschreibung

Mit räumlichen und konstruktiven Strategien wurde hier versucht, eine Begegnung des Gebäudes mit der Topographie entstehen zu lassen. Die Bezüge zwischen Raum und Landschaft überschneiden sich in horizontalen und vertikalen Ebenen. Es bleibt einem selbst überlassen, über welchen Weg man den höchsten Punkt des Hauses erreichen will. An mehreren Orten besteht die Möglichkeit «hinauszusteigen». In einem kompakten Körper ist sowohl die Stube als auch die Garage untergebracht. Beheizte und kalte Räume wechseln sich ab. Eine Herausforderung bestand darin, die Tücken des Strickbaus in dieser anspruchsvollen Lage zu meistern. Bewusst wurde die skulpturale Ausdruckskraft der Konstruktion eingesetzt. Die Idee des Hauses als Schatztruhe.

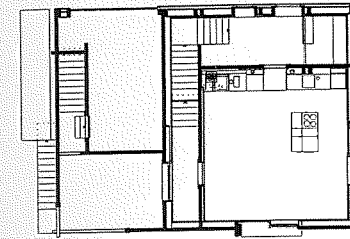
Würdigung der Jury

Das Gebäude liegt ausserhalb des eigentlichen Dorfverbandes in hoher, heute noch isolierter Aussichtslage an einem steil abfallenden Hang. Das bekannte Bild des Chalets wird mit einem Haus gebrochen, das den Strickbau neu interpretiert. Dem alpinen Klima setzt es Schutzdächer und Schiebeläden entgegen. Beheizbare und kalte Räume lösen sich ab; die Loggien können bei guter Witterung dank verschiebbarer Glasfenster über das Jahr hin genutzt werden. Bemerkenswert ist die ideenreiche Erschliessung des viergeschossigen, breit gelagerten, giebelständigen Gebäudes mit überraschenden Ausblicken und Raumfolgen. Grundlage ist ein «raumplanerisches» Konzept, wie es von Adolf Loos her bekannt ist. Auch der Innenausbau manifestiert und versammelt eindrücklich und in grosser Differenziertheit das Wissen, das sich der Architekt mittlerweile in Sachen Holz und Holzbau angeeignet hat.

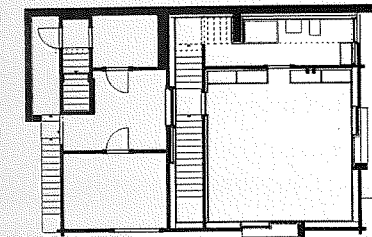




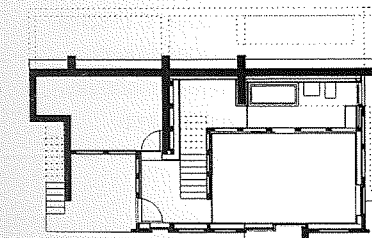
Dachgeschoss



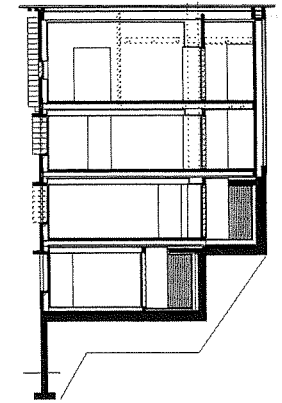
Wohngeschoss



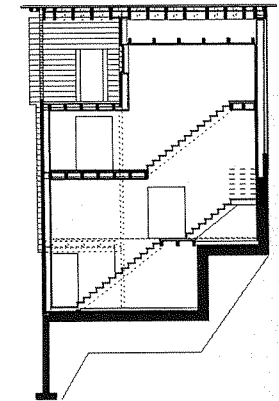
Schlafgeschoss



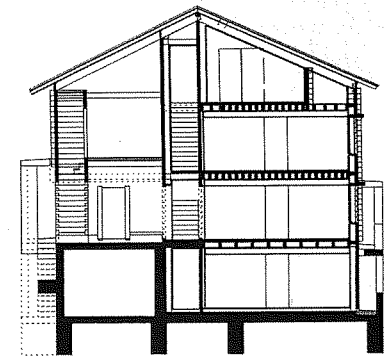
Sockelgeschoss



Baderschnitt



Treppenschnitt



Querschnitt

Chasa da scola e stabiliment polivalent Sutvitg, Vella

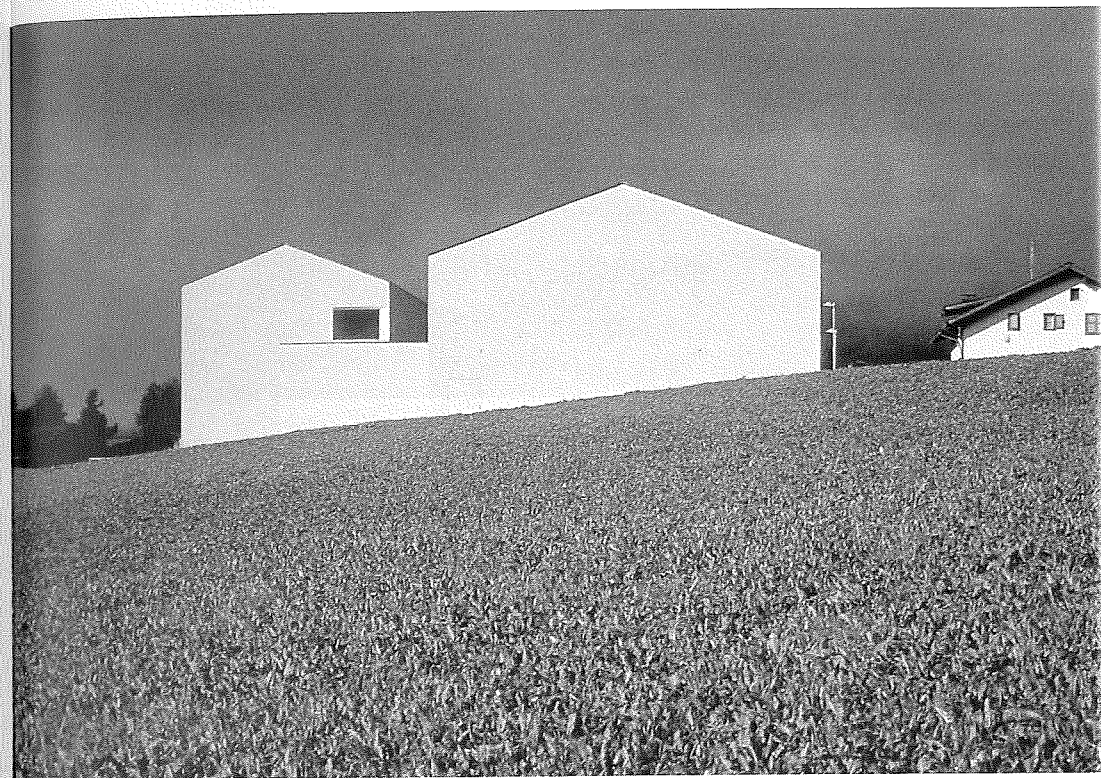
Onn da construcziun: 1997
Proprietaria: Vischnanca da Vella
Architects: Valentin Bearth & Andrea Deplazes, Cuir
Partenari: Daniel Ladner
Inschigners: Casanova SA, Glion; Andrea Rüedi, Cuir

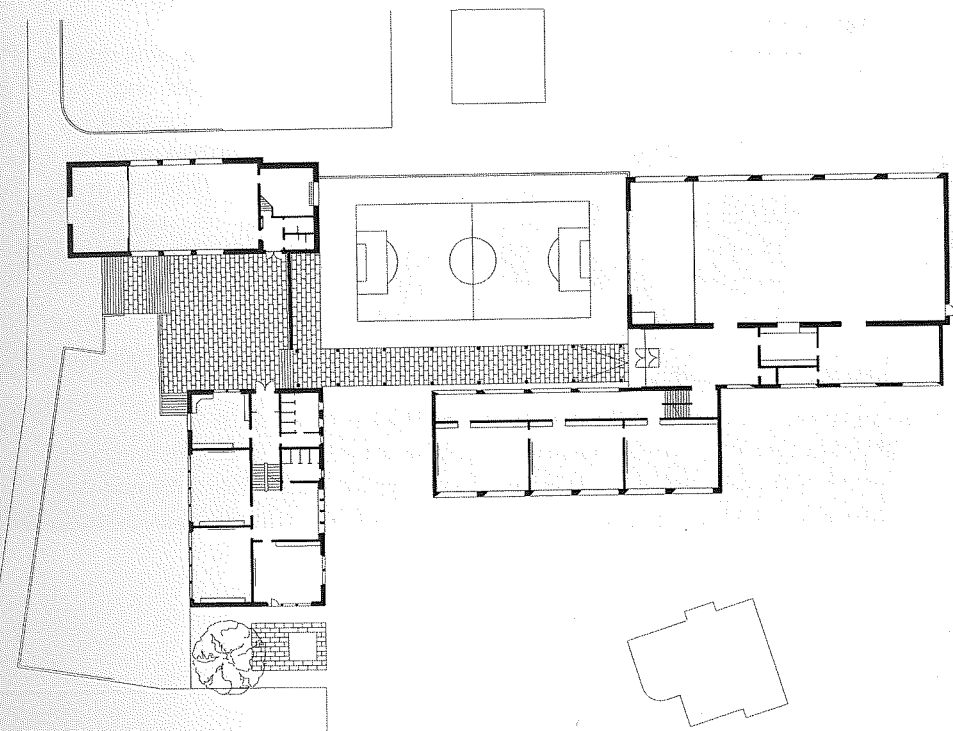
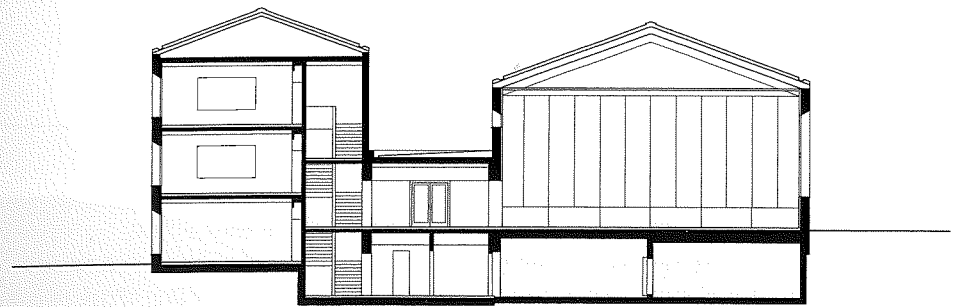
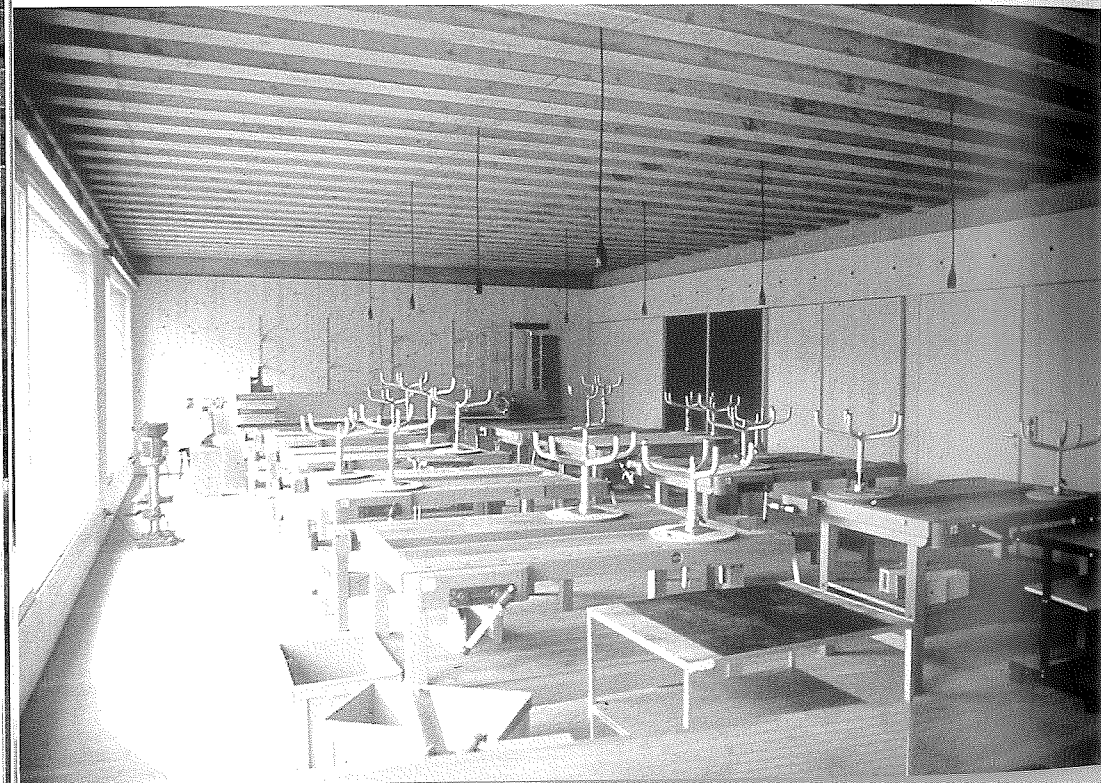
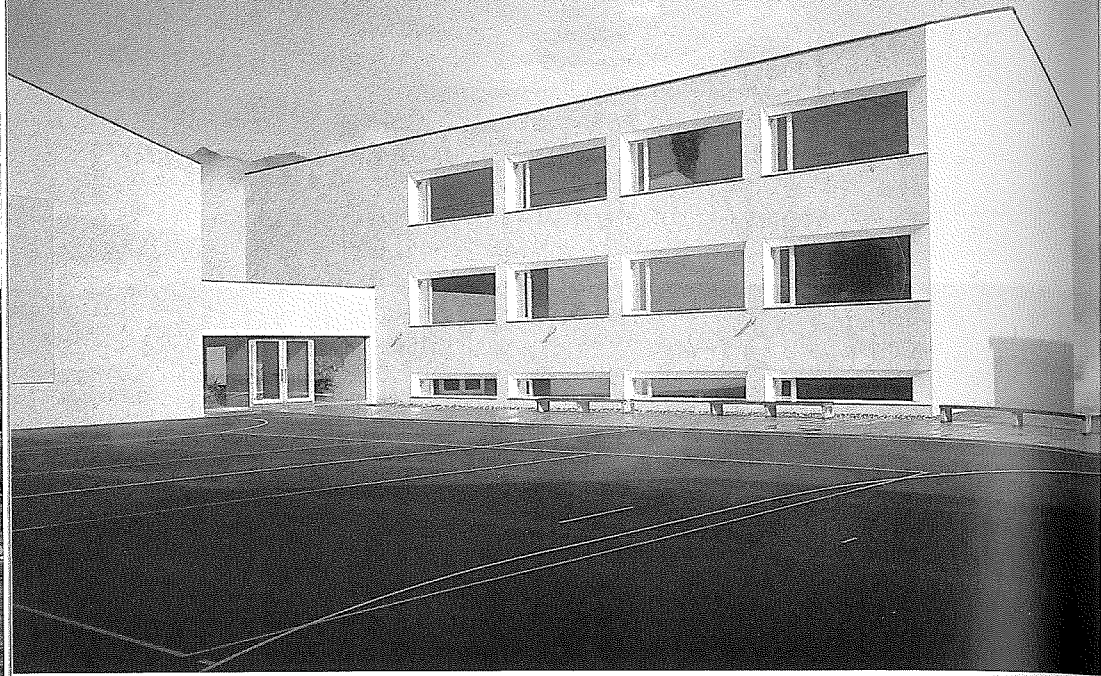
Objektbeschreibung

Vier Gebäude – die bestehende Primarschule, die Aula, das neue Oberstufenschulhaus und die Mehrzweckhalle – sind um einen gemeinsamen Platz gruppiert zu einer Figur, die ins freie Gelände ausgreift und sich darin verankert. Der Pausenplatz dient dem Schulsport und der Gemeinde Vella als öffentlicher Raum für Festanlässe, indem die Theaterbühne in der Halle zum Platz hin geöffnet werden kann. Die Baukörper haben kubische Gestalt und sind plastisch gegliedert durch Fensterreliefs, das heisst die massive innere Betonkonstruktion «scheint durch» wie der Körper durch eine Kleidung. Die trichterartigen Fensterlaibungen sind deckend weiss gestrichen und kennzeichnen den ockerfarbenen lasierten Putz als dünne Haut. Schon aus ökonomischen Gründen wurde grosser Wert auf die Mehrfachnutzung von Räumen und Bauteilen gelegt. So vereinen zum Beispiel die charakteristischen Rippendecken ein einfaches Balkentragwerk sowie Akustik-, Blendschutz- und Wärmespeichermassnahmen in sich und werden in der Summe erst zum ästhetischen Deckenspiegel.

Würdigung der Jury

Wie Wörter in einem Satz zu ihrem genauen Sinn kommen, so kommen die kargen Baukörper dieser Schule zur entscheidenden Bedeutung in der Folge der öffentlichen Räume, die sie bilden. Diese strahlt als ein Ganzes mit verschiedenen Schwerpunkten, welche die heterogene Umgebung polarisieren, über ihre Funktion hinaus; in ihrer städtebaulichen Wirkung begünstigt sie eine neue Ordnung im Dorf. Die neue, glasgedeckte Pergola allerdings stört diese räumliche Folge. Innen ist die Schule, trotz ihrer spartanischen Gestaltung (oder gerade wegen ihr), überall stimmungsvoll. Der Beton, aus dem Wände, Boden und Decke der Gänge bestehen, dialogisiert mit den Dingen, die man anfasst. Diese sind aus Holz. Holz tritt noch stärker in Erscheinung in den Klassenzimmern. Das Warme stimmt so mit der zunehmenden Privatisierung der Räume überein. Bemerkenswert sind die haustechnischen Massnahmen: In geschickter Weise werden sie wie etwa in der Rippendecke zur untrennbaren Dimension der architektonischen Sprache.





Chasa da scola, Duvin

Construcziun: 1995
Proprietaria: Vischnanca da Duvin
Architect: Gion A. Caminada, Vrin
Collavuraziun: Thomas Stettler
Inschigner: Branger & Conzett SA, Cuir

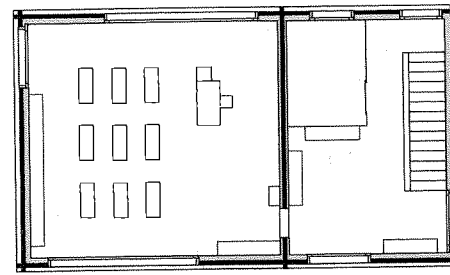
Objektbeschreibung

Das neue Schulhaus bildet mit der Kirche, dem Friedhof und der alten Schule (Post und Kanzlei) das eigentliche Dorfzentrum. Und dieser schlichte Körper ist zusammen mit dem kontroversen Spiel von engen und weiten Flächen das einzige Mittel zur Gestaltung des öffentlichen Duvin. Die vorgefundene Identität zu erhalten, ergab sich aus dem ersten Entwurf als höchstes Ziel. Die Lösung vereint traditionelle Konstruktionsmethoden und den Einsatz moderner technischer Mittel. Ein neuer Ausdruck in der Architektur des Tals.

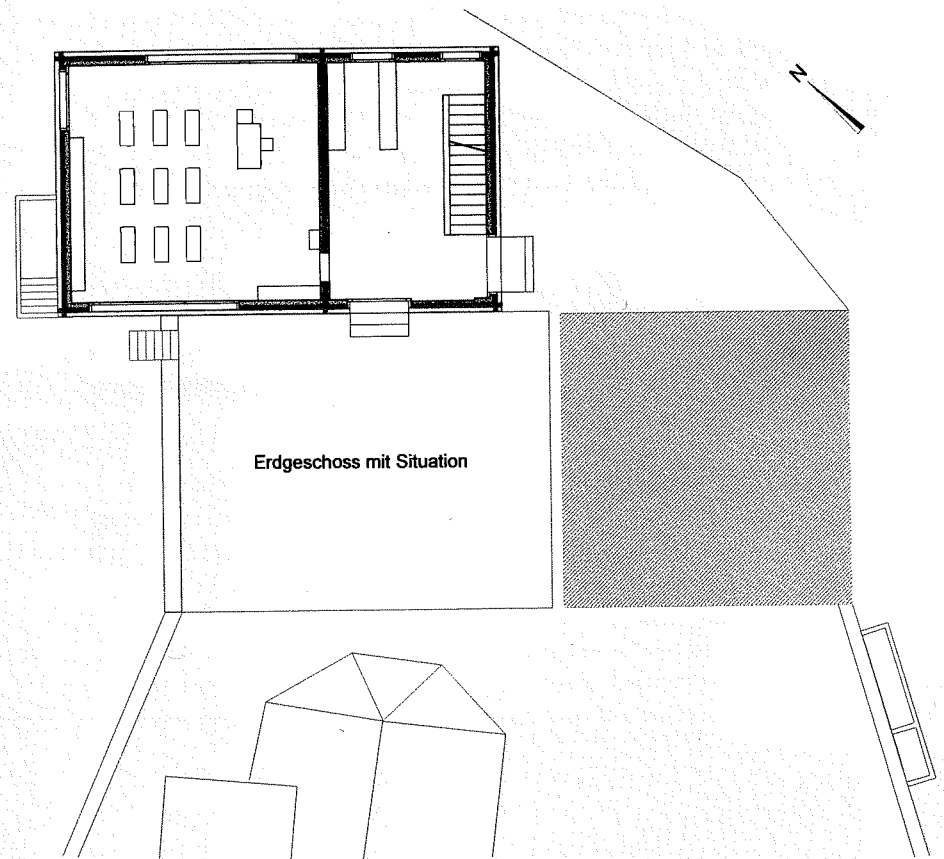
Würdigung der Jury

Es gibt verschiedene Gründe für eine Auszeichnung. Sie reichen von der Veranschaulichung eines konsolidierten Verfahrens bis zur Überprüfung von Intentionen und Zielen. Die neue Schule in Duvin deckt diese kulturelle Spannweite in städtebaulicher wie auch in architektonischer Hinsicht ab. Der Baukörper ist gelassen und angemessen in die Struktur des Dorfes eingebettet, so, als wäre er schon immer da gewesen. Wenn man sich aber mit der Geschichte von Duvin beschäftigt, erkennt man, dass erst die Deklination der Situation ein neues, ausgewogenes Verhältnis der Bauten und ein selbstverständliches öffentliches Zentrum geschaffen hat. Die aus Holz gebaute Schule unterscheidet sich von einer Scheune durch die architektonische Qualität, die an den guten Proportionen, den horizontalen und vertikalen Rippen erlebbar wird, welche die Felder mit den grossen, einzelnen Fenstern einrahmen. Die «Scheune» erinnert in ihrer Gelassenheit an Mies van der Rohe. Das Innere strahlt die Wärme einer Stube oder einer Werkstatt aus und vermittelt den Kindern eine Vorstellung von räumlicher Kultur. So verspricht die Schule Zugehörigkeit: Tradition als dauernde Modifikation.





1. Obergeschoss



Das Gelbe Haus, Flims

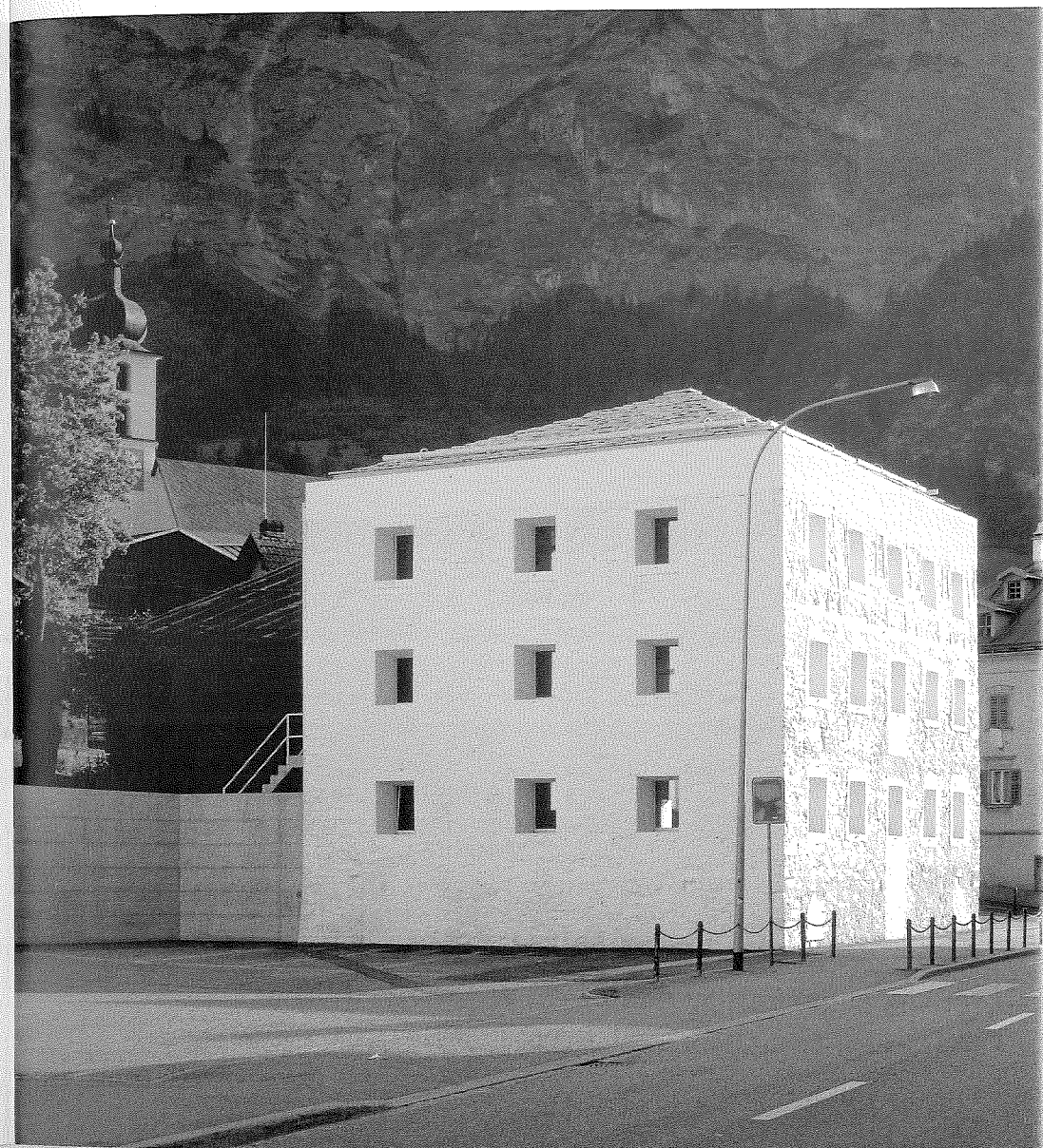
Baujahr: 1998/99, Umbau
Bauherrschaft: Gemeinde Flims
Architekt: Valerio Olgiati, Zürich
Ingenieur: Conzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

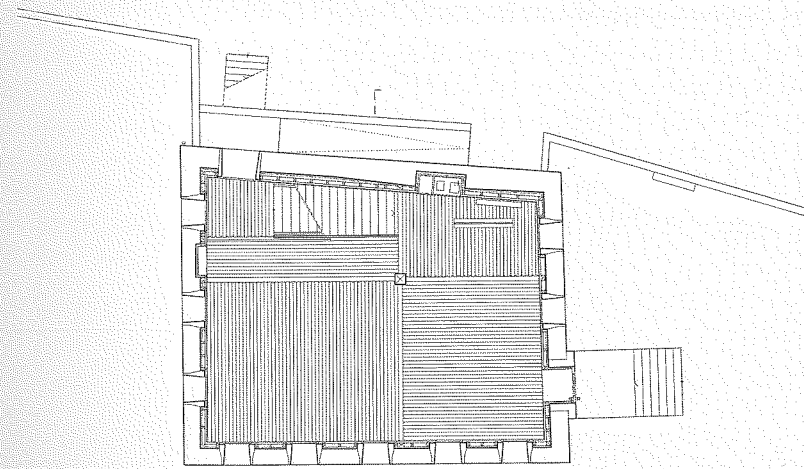
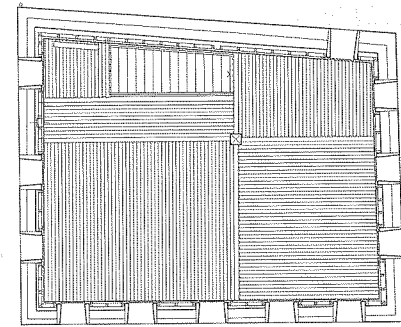
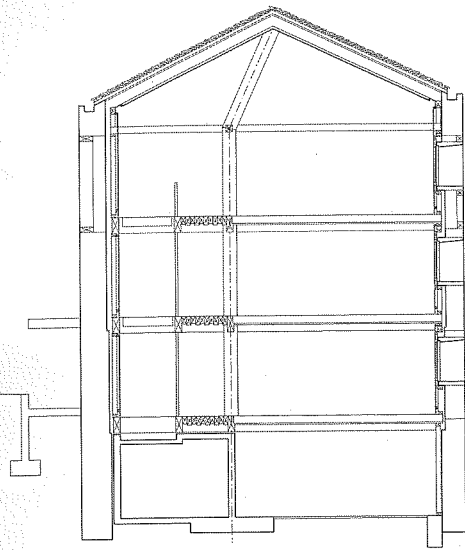
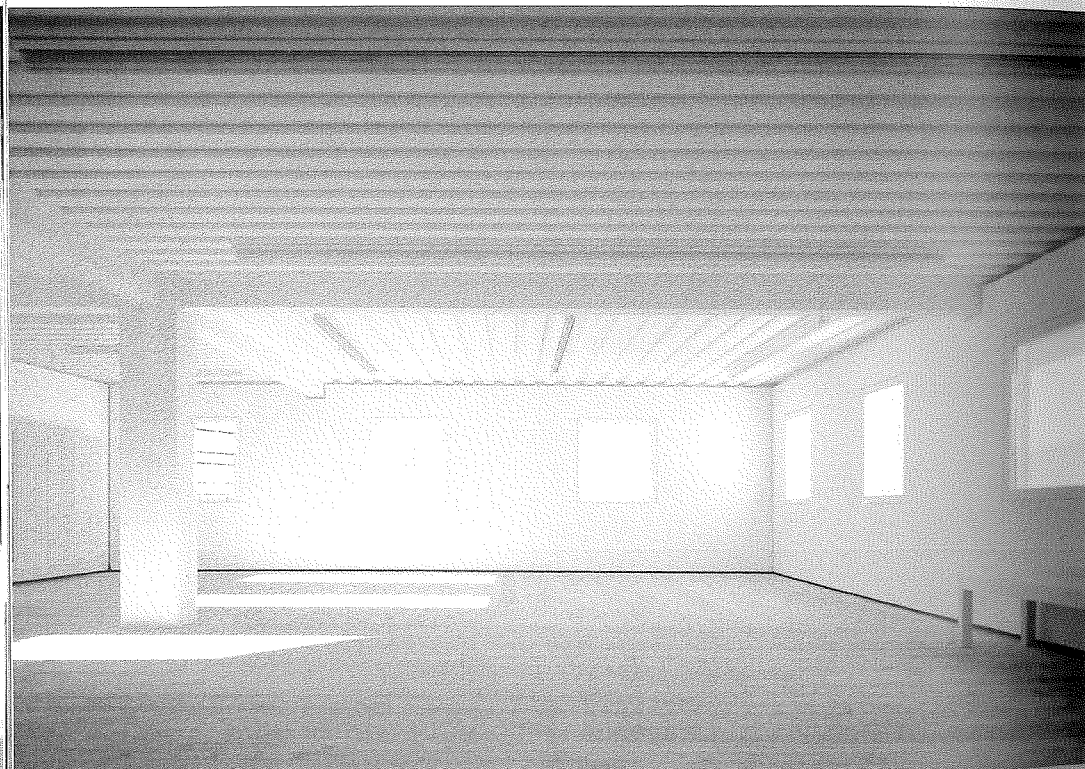
Objektbeschreibung

Der Architekt Rudolf Olgiati vermachte kurz vor seinem Tod 1995 einen Teil seiner Kulturgütersammlung der Gemeinde Flims mit der Auflage, das mitten im Dorf stehenden Gelbe Haus nach seinem Geschmack umzubauen, «insbesondere es von zuoberst bis zuunterst weiss anzustreichen». 1997 erhielt sein Sohn, Valerio Olgiati, von der Gemeinde Flims den Architekturauftrag zur Neugestaltung. Er hat das Haus bis auf die Hülle ausgekernt, den Eingang von der Strassen- auf die östliche Seitenfassade verlegt und auch das Dach neu konzipiert. In die ausgekernte Hülle wurde eine für alle Geschosse identische Boden- und Deckenstruktur gesetzt, die die Räume auf der Grundlage des tragenden Balkenkreuzes und durch die wechselnde Laufrichtung der Riemen und Balken in vier unterschiedlich grosse Felder gliedert. Im Dachgeschoss mutiert das nicht mehr tragende Balkenkreuz zusammen mit dem schräg zur Dachspitze abgewinkelten Pfeiler zu einer Raumplastik. Damit entstehen Innenräume, die mit der ursprünglichen Gestalt des Hauses und seiner damaligen Nutzung gebrochen haben.

Würdigung der Jury

Das Gelbe Haus ist weiss. Der Name ist die Erinnerung an eine radikale Metamorphose, die, aus welchen Gründen auch immer, mit einer homerischen Entschiedenheit vollzogen wurde. Der gehäutete und gleichmässig perforierte Würfel hat scheinbar alle Beziehungen zu seinem Umfeld aufgekündigt, Spuren seiner materiellen Entstehung sind übertüncht und bleiben in einer verfremdeten Ästhetik sichtbar. Das Innere ist ausgeräumt und gibt in drei Etagen neutrale (?) Ausstellungsräume frei. Diese Offenheit dimensioniert jeweils eine exzentrisch gesetzte Säule, schafft unterscheidbare Raumbereiche, unterstrichen durch eine feine Decken- und Bodenstruktur. Das Haus tritt mit einem kulturellen Auftrag aus der Zeitlichkeit seiner Umgebung heraus, schafft in jeder Hinsicht eigene Massstäbe, verbrüdert sich aber mit den dahinterliegenden archaischen Scheunen, dem ehrwürdigen Baum und schafft mit dem kleinen Platz ein unvergessbares Ensemble. Das Gelbe Haus ist kein Modell für die Denkmalpflege, es ist eine Neuschöpfung und ein baukünstlerischer Akt von besonderem Rang.





Kapelle St. Nepomuk, Oberrealta

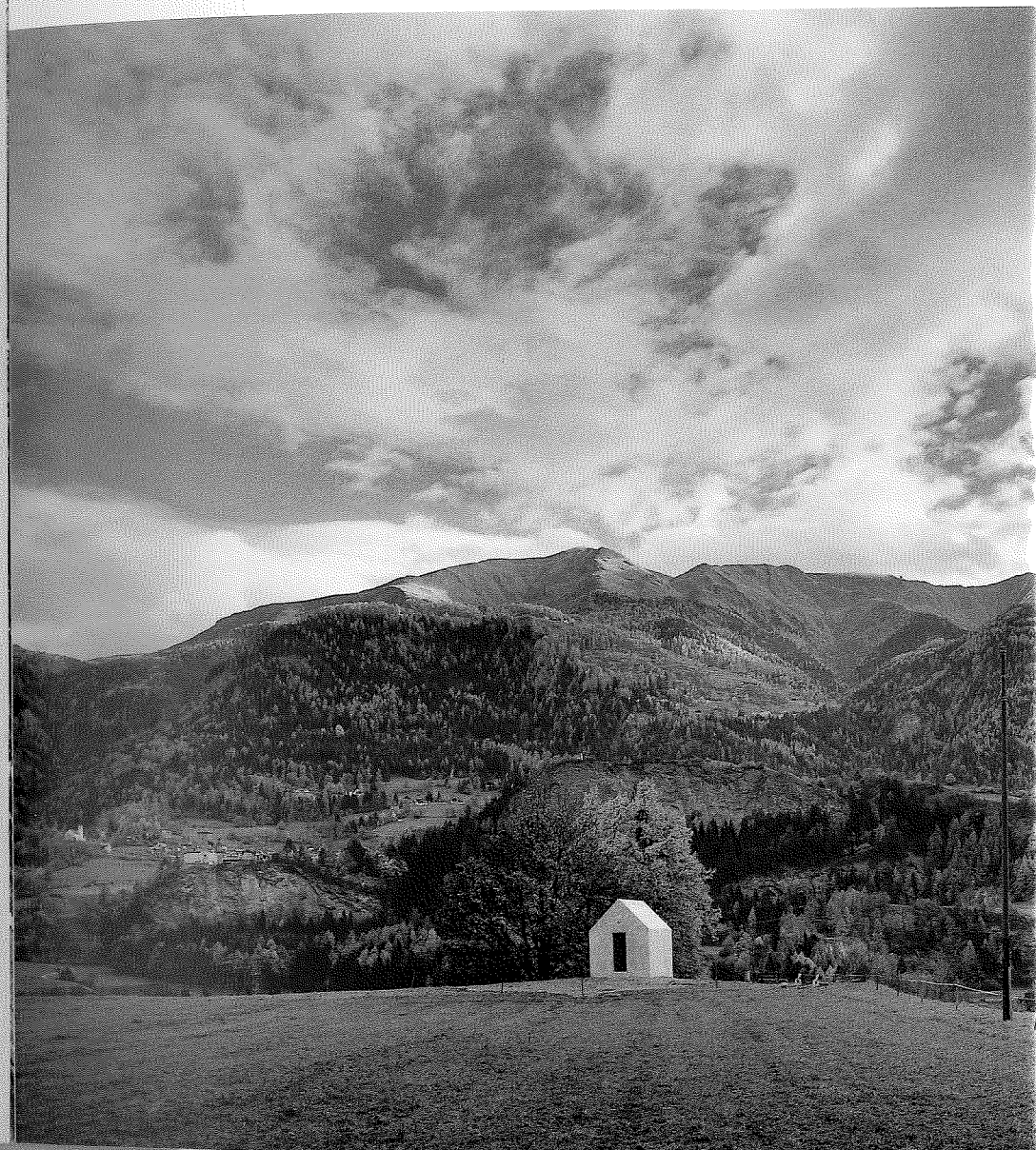
Baujahr:	1994, Wiederaufbau
Bauherrschaft:	Kapellenbauverein Realta
Architekt:	Rudolf Fontana & Partner AG, Domat/Ems Mitarbeiter: Christian Kerez, Paul Camenisch
Ingenieur:	Toni Cavigelli, Domat/Ems

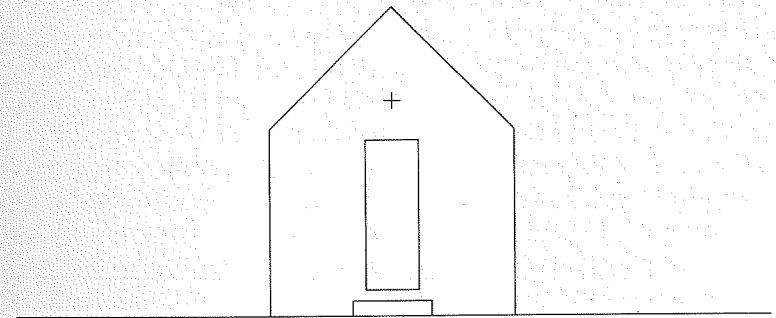
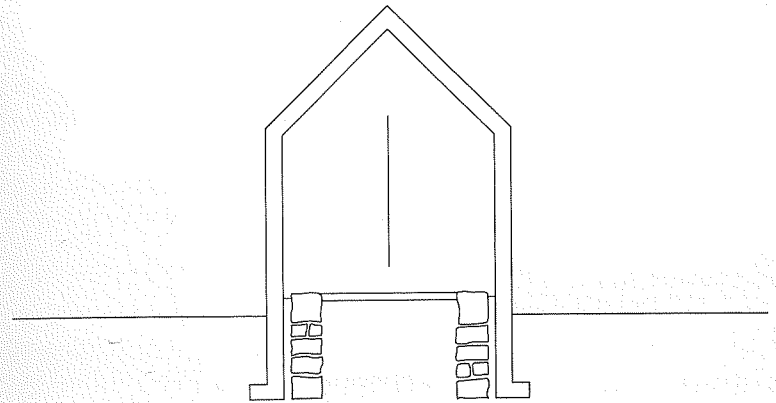
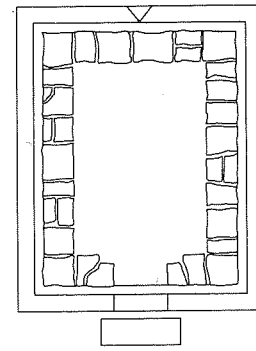
Objektbeschreibung

Die Kapelle steht am Rand einer Wiesenterrasse über der Talebene des Hinterrheins. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand an dieser Stelle eine Kapelle, die dem Heiligen Nepomuk geweiht war. Er sollte das Tal vor Überschwemmungen schützen. Nach der Regulierung des Rheins verlor der Heilige seine Aufgabe und die Kapelle verfiel. 1994 wurde auf den Grundmauern eine neue Kapelle errichtet. Der zu konservierende Befund wurde dabei umschlossen. Die Betonhütte ist ein klarer, scharfkantig begrenzter Körper und definiert den aussergewöhnlichen Ort in der Landschaft. Sie weist keine architektonischen Details auf und besitzt weder Ausstattung noch technische Installationen. Das Einraumhaus ist weniger religiöser Ort als vielmehr Zeichen der Erinnerung. Eine Revisualisierung des genius loci.

Würdigung der Jury

Der Bau der «Kapelle» wurde von Menschen aus der Umgebung betrieben, um die oben beschriebene Bedeutung dieses Ortes lebendig zu erhalten. Zu diesem Zweck sind die Grundmauern des zerfallenen Baus mit einer Hülle geschützt. Sie hat die elementare Form einer kleinen Kapelle, wie man sie gelegentlich auf dem Land antrifft. Gleichzeitig ist diese Form aber dadurch verfremdet, dass das Bauwerk ganz aus rohem Beton gegossen ist. Seine Bedeutung erschliesst sich erst mit der Zeit. Was man sieht, ist eine Türe, innen die genannten Grundmauern und der Türe gegenüber ein senkrechter Schlitz in der Wand. Durch ihn geht der Blick auf den Hinterrhein, auf den sich die Kapelle des Heiligen Nepomuk geistig bezogen hat. Angesichts der Form würde man an ein Werk der Minimal Art denken, wenn nicht, trotz allem, die vertraute Form wäre. Aus diesem Schwanken zwischen einem Bauwerk, wie man es kennt, und seiner Abstraktion entwickelt sich auf eindrückliche Weise der Sinn des Entwurfs: ein Mal zu schaffen für die Geschichte des Ortes, das sich gleichermaßen auf die materiellen und die immateriellen Spuren dieser Geschichte bezieht.





Oberstufenschulhaus, Paspels

Baujahr: 1997/1998
Bauherrschaft: Gemeinde Paspels
Architekt: Valerio Olgiati, Zürich
Ingenieur: Gebhard Decasper, Chur

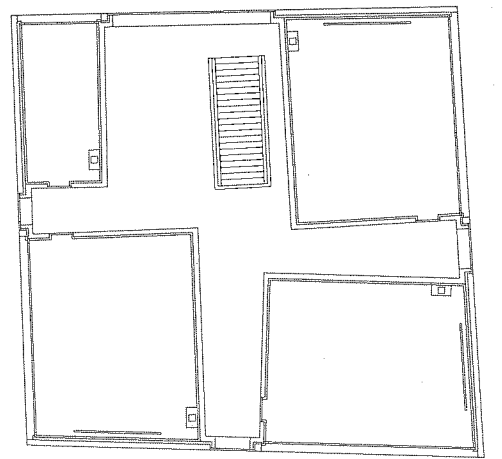
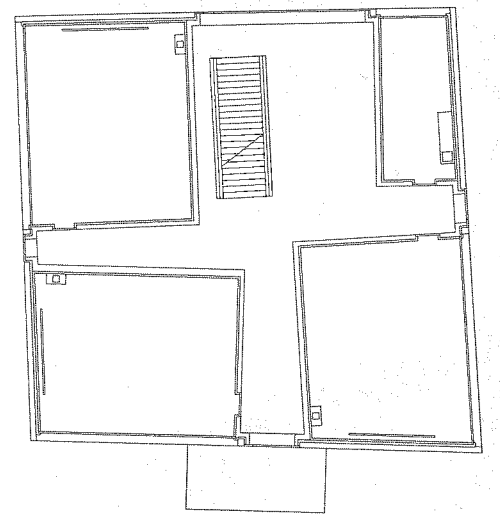
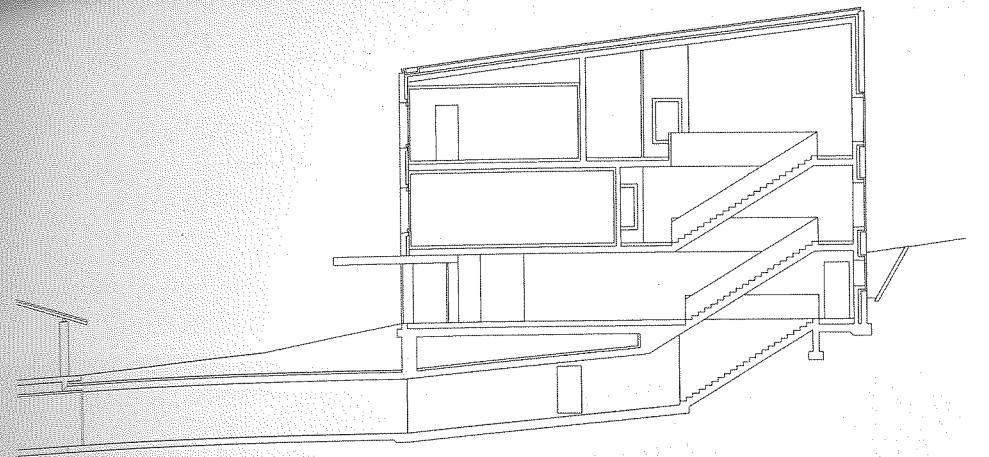
Objektbeschreibung

Die neue Schule von Paspels ist ein dreigeschossiger Betonmonolith, der durch einen unterirdischen Gang mit dem alten Schulhauskomplex verbunden ist. Der Eingang ist zum Dorf hin orientiert. Die grossen Fenster sind jeweils mit einem dunklen, breiten Bronzerahmen versehen und sind teils in die raue Sichtbetonfassade eingelassen oder sie schliessen bündig an. Der spartanisch anmutende Flur im Erdgeschoss (Boden, Wände und Decken sind aus Beton) dient als Garderobe, in den beiden Obergeschossen sind neben kreuzförmigen Fluren die Klassenzimmer und Vorbereitungsräume für die Lehrkräfte untergebracht. Die mit Lärchenholz ausgekleideten Zimmer erinnern von der Atmosphäre her an alte Bündnerstuben, wobei ein Fensterband, das eine gesamte Länge einnimmt, einen weiten Ausblick in die Natur und die Umgebung ermöglicht. Das Raumgefühl im Innern wird durch die Differenz zum quadratischen Grundriss bestimmt, alle Ecken weichen leicht vom rechten Winkel ab.

Würdigung der Jury

Das neue Schulhaus bildet die Erweiterung eines älteren; es steht auf der anderen Seite der Strasse, bereits in den Wiesen, welche das Dorf begrenzen. Seiner isolierten Stellung entsprechend ist es als einfacher, fester Körper aus Beton ausgebildet. Seine Form weicht ein wenig vom rechten Winkel ab. Aussen fällt das nicht auf, aber innen: im 1. und 2. Obergeschoss sind die Schulzimmer so angeordnet, dass sie kreuzförmige Hallen aussparen. In ihrer Form werden die Abweichungen in spannungsvoller Weise erkennbar. Die Hallen bestehen ganz aus Beton, die Schulzimmer hingegen ganz aus Holz. Sie öffnen sich mit Fenstern auf die Umgebung, welche ihre ganze Länge einnehmen. Der Entwurf scheint sich auf das traditionelle Haus in Graubünden zu beziehen, wo die Stube als hölzerner Raum in einen steinernen Bau eingefügt ist. Mit Hilfe der Materialien macht er die sinnliche Wahrnehmung zu seinem eigentlichen Thema; er bildet die zwei Arten von Räumen des Schulhauses als Oppositionen aus, die grauen, kalten, harten Hallen stehen den braunen, warmen, weichen Schulstuben gegenüber – ein altes Wort für Schulzimmer, das hier angebracht ist. Die Oppositionen reichen bis in die Gerüche hinein. So dient die sinnliche Wahrnehmung dazu, die Räume in ihrem Sinn zu bestimmen, auf einer Ebene diesseits der Zeichen.





Pünt da Suransuns, Viamala

Baujahr: 1999
Bauherrschaft: Verein Kulturraum Viamala
Ingenieure: Conzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

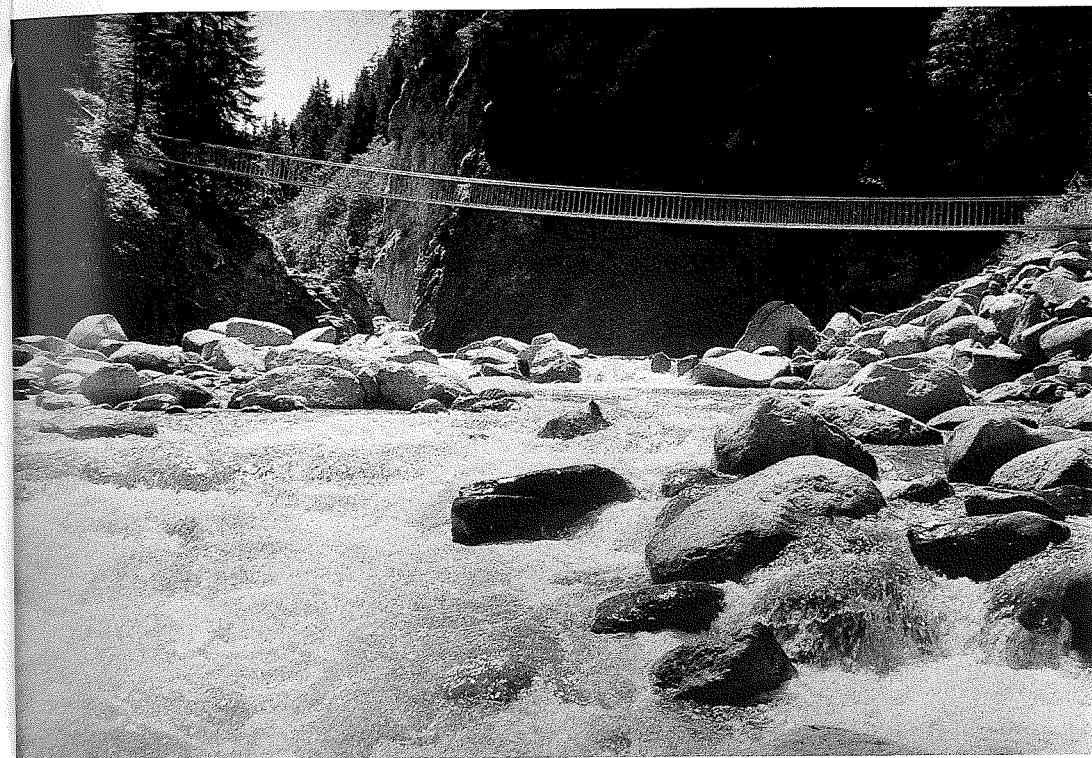
Objektbeschreibung

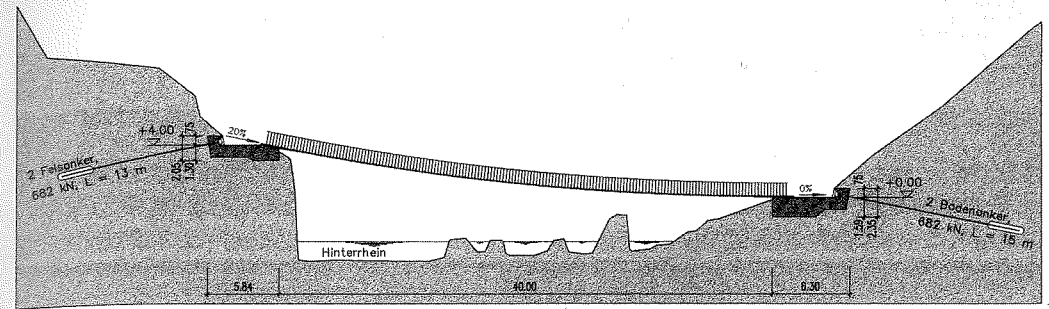
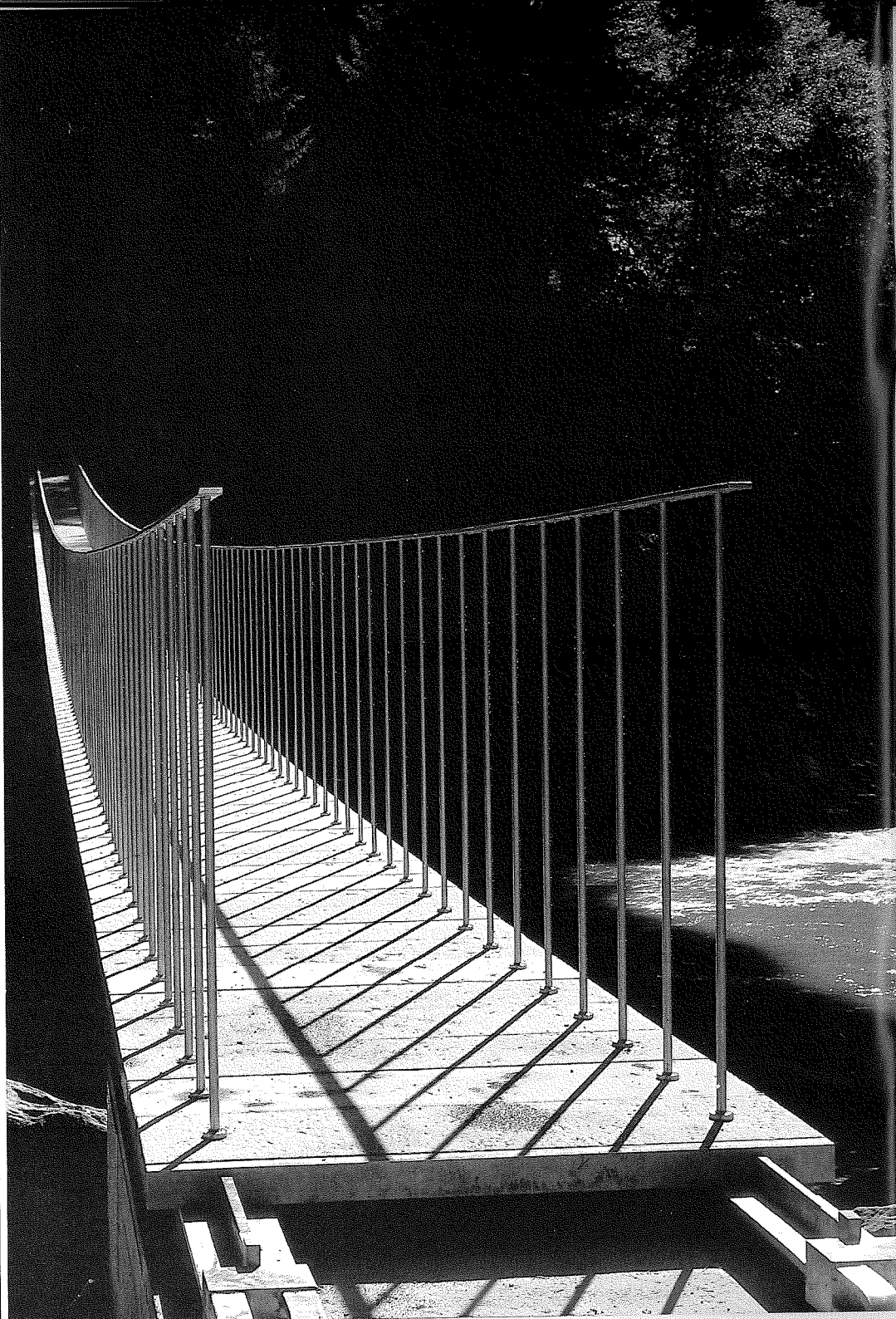
Der Standort der Brücke ist so gewählt, dass man von Norden wie von Süden her die Widerlager erreicht, ohne Erosionsrinnen zu durchqueren. Das Spannbandsystem eignet sich gut für das asymmetrische Talprofil und ermöglicht es, den Raum unter der Brücke von Konstruktionsteilen freizuhalten. Der Gehweg aus Andeerer Granit ist Teil des «steinernen Wegs», der den Wandernden einen Vorgeschmack auf die Plattenwege der Bergeller und Veltliner Alpen vermittelt. Die Gehwegplatten der Brücke sind durch die Chromstahl-Zugbänder vorgespannt, was die Steifigkeit der Konstruktion in vertikaler wie horizontaler Richtung beträchtlich erhöht.

Wegbeschreibung: Kantonsstrasse durch die Viamala benutzen, Parkieren beim Kiosk in der Viamala. Von dort aus zu Fuss in Richtung Zillis gehen. In der Nähe der A13-Brücke befindet sich der Wegweiser zur Pünt da Suransuns.

Würdigung der Jury

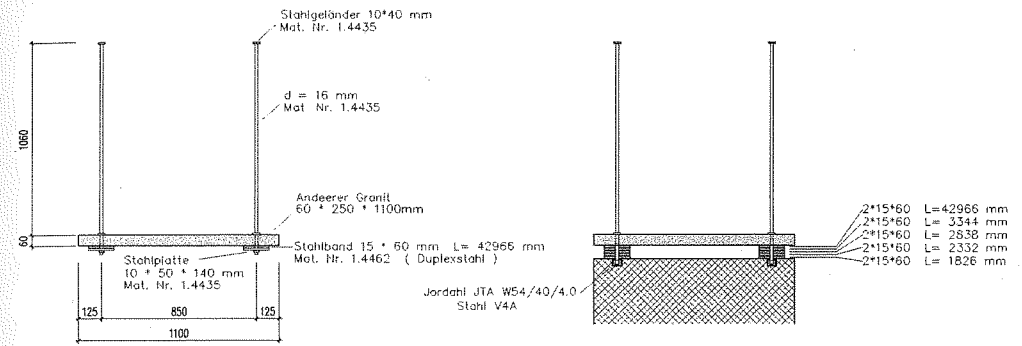
Die filigrane Spannbandbrücke besticht durch ihr klares, konsequent umgesetztes Konzept. Zwischen die beiden rückverankerten Widerlagerkörper wurden Zugbänder aus nichtrostendem Stahl gehängt, auf welche Gehwegplatten aus Andeerer Gneis verlegt wurden. Die mit den Zugbändern über die Geländerpfosten verbundenen, über dünne Aluminiumbänder aneinander stossenden Platten wurden gegen die Widerlager verkeilt, und durch Anspannen der Zugbänder entstand ein dünner, auf Druck vorgespannter Steinbelag mit einer für die Gebrauchstauglichkeit erforderlichen, beachtlichen Steifigkeit. Der bezüglich Ermüdungsfestigkeit der Zugbänder heikle Übergang zu den Widerlagern wurde durch die Anordnung blattfederartiger Verstärkungen konstruktiv geschickt gelöst. Die kleine Fusswegbrücke steht in einem interessanten Dialog zur darüberliegenden Viamalabrücke der A13 und markiert mit ihrem Steinbelag den Übergang von den Holzbauten des Nordens zu den Plattenwegen und Steinbauten des Südens.



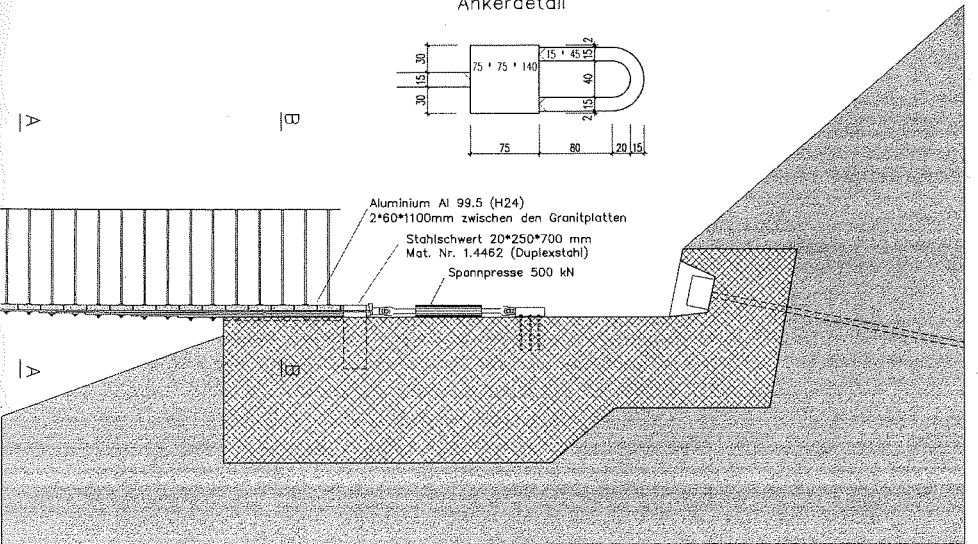


Schnitt A-A

Schnitt B-B



Ankerdetail



Einfamilienhaus Wieland-Held, Felsberg

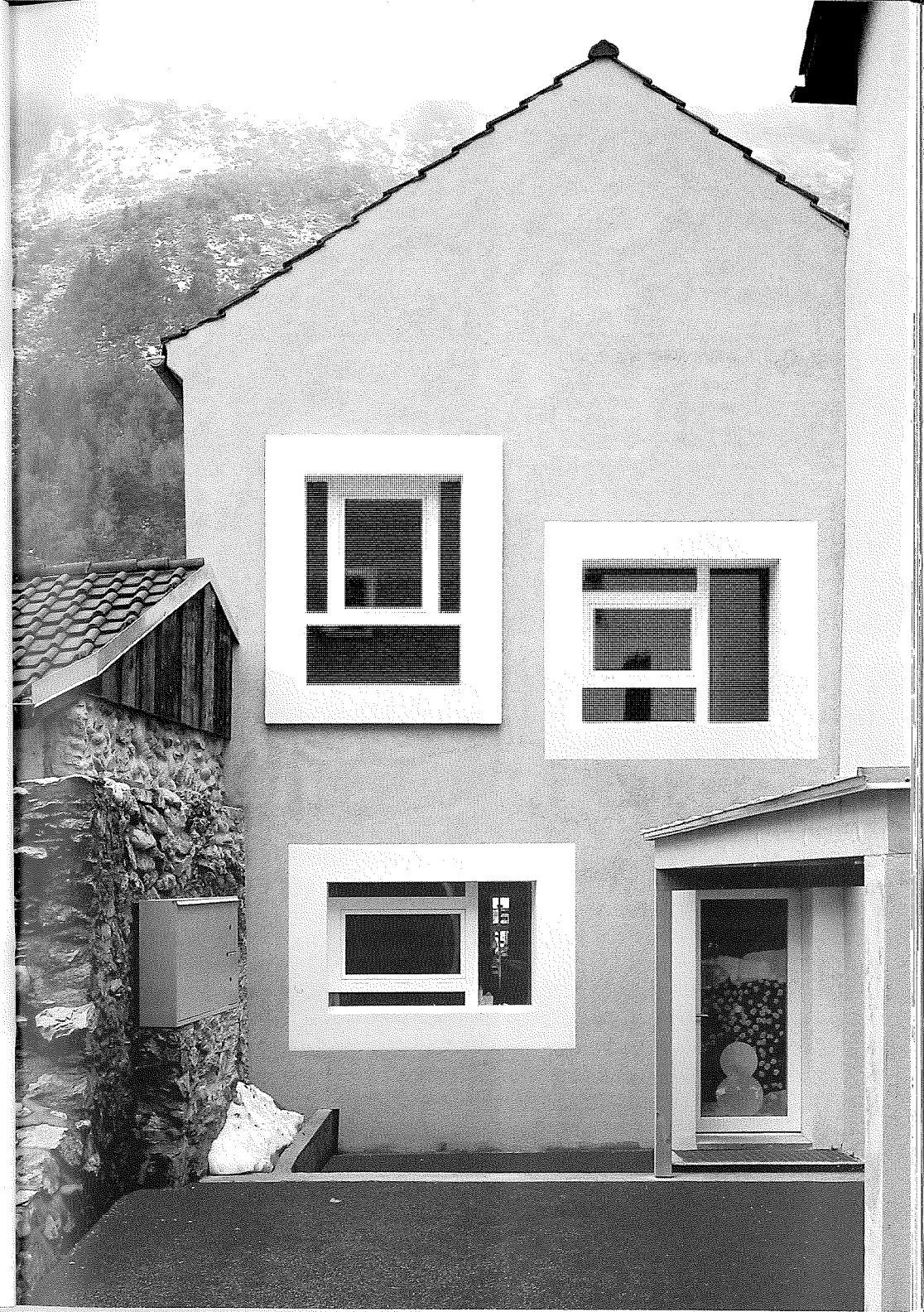
Baujahr: 1999/2000
Bauherrschaft: Monika und Andreas Wieland-Held, Felsberg
Architekt: Conradin Clavuot
Mitarbeit: Rainer Stotz, Claudia Clavuot-Merz
Ingenieur: Placido Pérez, Bonaduz

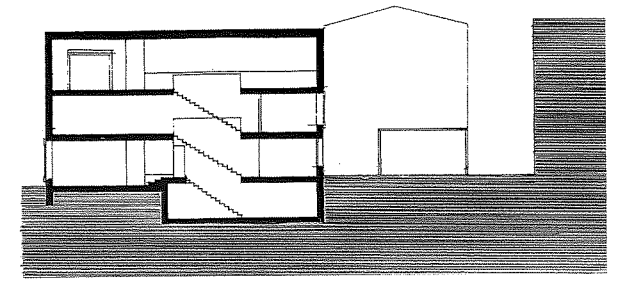
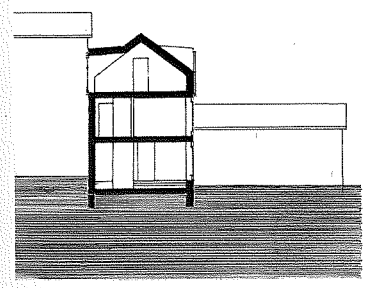
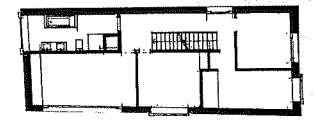
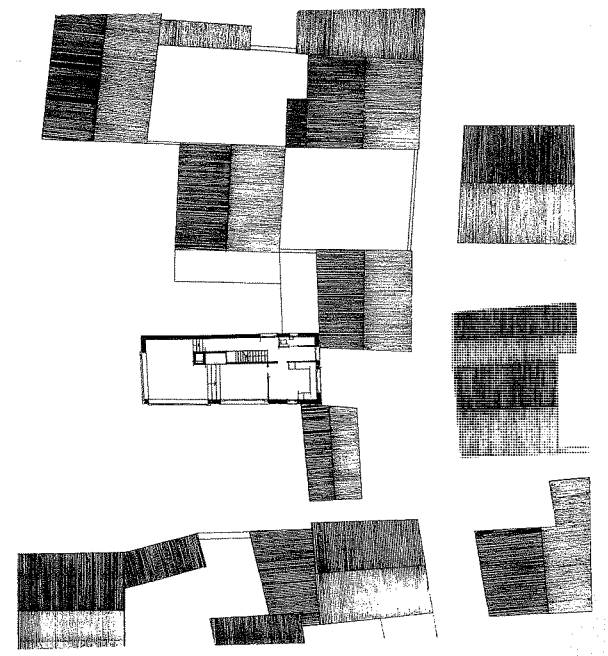
Objektbeschreibung

Das Wohnhaus wurde im Dorfkern anstelle eines alten Stalles erbaut. Der Neubau kam so in eine gewachsene Umgebung zu liegen. Diese ist mit vielen kleinen Winkeln und Mauern, mit unscheinbaren Dachaufsichten, mit Blicken in kleinste Hinterhöfe, mit einer wilden Natur zum Calanda hin und mit einem stattlichen Baumbewuchs ausgestattet. Es lohnte sich deshalb, mit diesen «Kleinschönheiten» zu arbeiten und das Gebäude mit seiner Umgebung durchdringend zu verweben. Jeder Raum erhielt nun seinen selektiven Blick, seine auserwählte Umgebung, seine Orientierung, sein Kontaktfeld. Dies gilt aber umgekehrt auch für Details der Umgebung: Sie erhielten ihren Raum im Neubau zugeordnet. Das Aussen wurde mit dem Innen verschmolzen. Deshalb zeigt jeder Raum eine andere räumliche Dimension, andere Bezüge, andere Raumhöhen und -farben, eine andere Belichtung, andere Fensterhöhen und Fensteranslagsarten. Das Wohnzimmer ist so zum Beispiel erdgelb verputzt. Der eigentliche Wohnbereich liegt um drei Treppenstufen vertieft in der Erde, vom Sofa aus geht der Blick direkt in die Blumen. Man sieht sich im Garten, in der Erde vergraben und bekommt so das Gefühl des Eingebettet-Seins.

Würdigung der Jury

Das Haus, eingebunden in eine dörfliche Struktur, zeigt eine erfrischend ambivalente Haltung zum Standort: Einerseits ist es völlig integriert, geradezu versteckt und von der Nachbarschaft bedrängt, andererseits lugt es mit übergrossen Augen, fast neugierig in den Strassenraum. Beim Betreten erschliesst sich nach ein paar Schritten eine «erlesene Privatheit» im Verein mit einem kleinen Hof, der in einen Garten überführt, um sich schliesslich im Weitblick an einer hohen Felswand zu begrenzen. Der Wohnraum «taucht» in diese Situation ein, der Boden liegt so tief, dass die niederen Fenstersimse auf Rasenniveau liegen. Die Fenster sind von innen durch die tiefen Laibungen gerahmt und betonen die selektiven Ausblicke; aussen wird dieses Thema durch breite Faschen genüsslich inszeniert. Da zwischen Wandöffnungen und Raumfiguration, den Raumportionen sowie Lage und Format der Fenster eine betonte Beziehung besteht, vermittelt das Haus trotz seiner bescheidenen Dimensionen eine gelöste Grosszügigkeit, die mit Elan die Gunst der Zufälligkeiten einer alten Bebauungsstruktur ausreizt.





Kantons- und Regionalspital Chur, Bettenhaus D

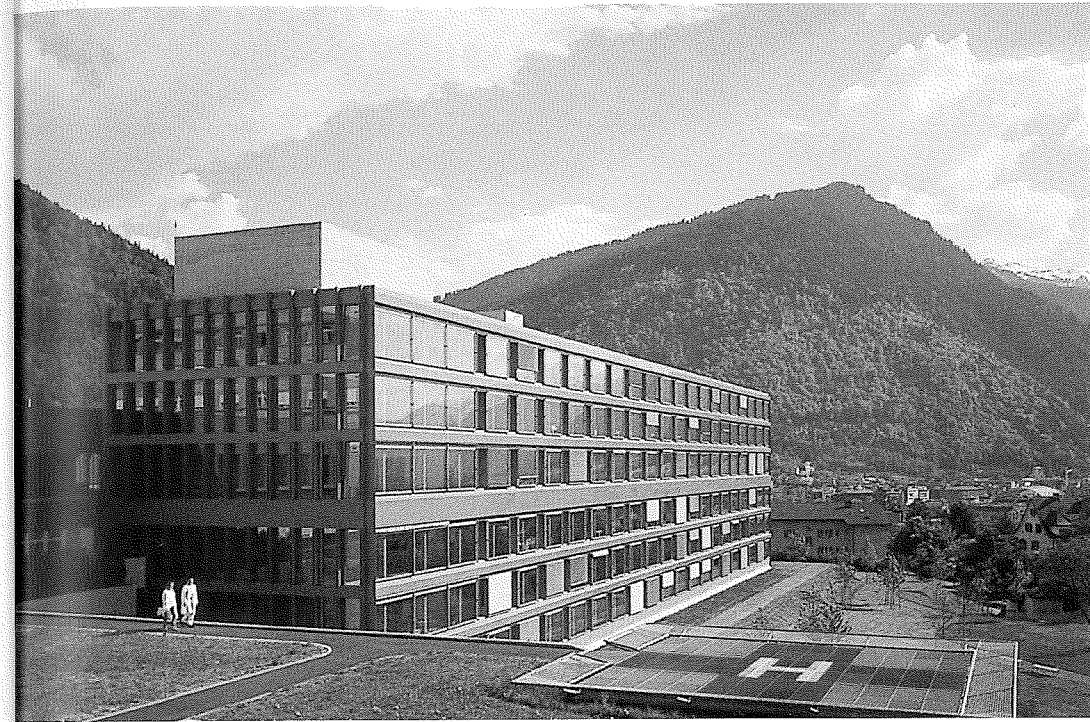
Baujahr: 1993–2000
Bauherrschaft: Stiftung Rätisches Kantons- und Regionalspital Chur
Architekten: Silvia Gmür, Livio Vacchini, Basel
Mitarbeit: Reto Gisiger, Christoph Gysin, Andreas Biffi,
Markus Kägi, Mauro Vanetti
Ingenieure: Bänziger, Köppel, Brändli und Partner, Chur
Andreas Zachmann, Basel
Hans Rigendinger, Chur

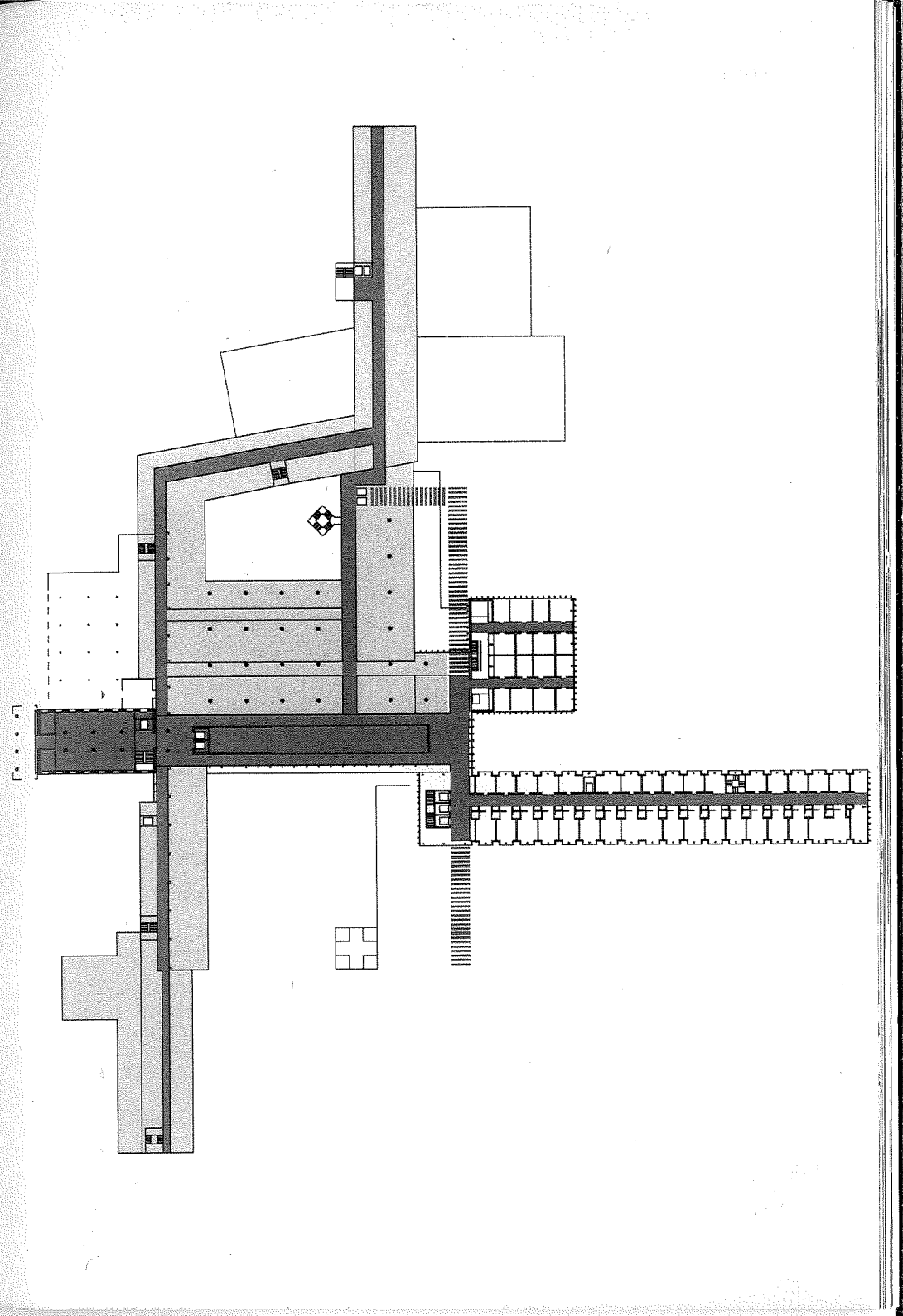
Objektbeschreibung

Das bestehende Spital ist in drei Etappen zu einem ringförmigen, kaum erweiterbaren System ausgebaut worden. Für den Neubau wurde ein Erschliessungskonzept entworfen, das die Alt- und Neubauten in übersichtlicher Weise verbindet. Die Erschliessung hat öffentlichen Charakter; sie führt vom Eingang über die Cafeteria zu den Wartensischen und Eingangszonen der einzelnen Bereiche, wie Strassen und Plätze in der Stadt, die durch visuelle Perspektiven und räumliche Spannung verbunden sind. Die Idee des Bettenhauses setzt das Nebeneinander von «öffentlich» und «privat» um. Die innere Strasse ist ein Ort intensiver Nutzung und gleichzeitig ein Begegnungsort. Das Patientenzimmer, als privatester Raum, ist charakterisiert durch einen Fenstererker, der dem Patienten den Bezug zur Landschaft ermöglicht. Die Funktionalität wird durch eine klare Struktur und Organisation erfüllt. Flexibilität und Erweiterbarkeit sind gewährleistet. Die Funktion wird aber auch zum poetischen Element, denn sie kann nur durch architektonische Mittel umgesetzt werden: Raum, Struktur, Licht, Material und Farbe.

Würdigung der Jury

Das in den Jahren 1934–1941 von Fred G. Brun und Rudolf Gaberel gebaute Kantons-spital wurde um ein Bettenhaus und um neue Behandlungsbereiche erweitert. Das in mehreren Etappen gewachsene Ensemble war nach wie vor durch den langen, mutig und radikal quer zum Hang gestellten Riegel des alten Spitals bestimmt. Die Architekten haben dieses Prinzip mit ihrem Neubau – nicht minder mutig und radikal – durchbrochen und den Anbau quer angeschlossen. Dadurch wurden Alt- und Neubau nicht nur miteinander verbunden, sondern zu einer übersichtlich organisierten, neuen, überzeugend funktionierenden Struktur verschmolzen. Das nicht nur in den öffentlichen Bereichen, sondern bis in die Krankenzimmer durchgehend verfolgte Farbkonzept bricht auf erfrischende Weise mit allen herkömmlichen Krankenhaus-Kli-schees. Die sonnig-optimistische Atmosphäre lässt – auch wenn es paradox klingen mag – den Gefühl aufkommen, dort gern Patient sein zu wollen.





Siedlung Tivoli, Chur

Baujahr: 1996–1999, Sanierung und Erweiterung
Bauherrschaft: Helvetia Patria Ressor Immobilien, Basel
Architekt: Dieter Jüngling und Andreas Hagmann, Chur
Ingenieur: Georg Liesch, Chur

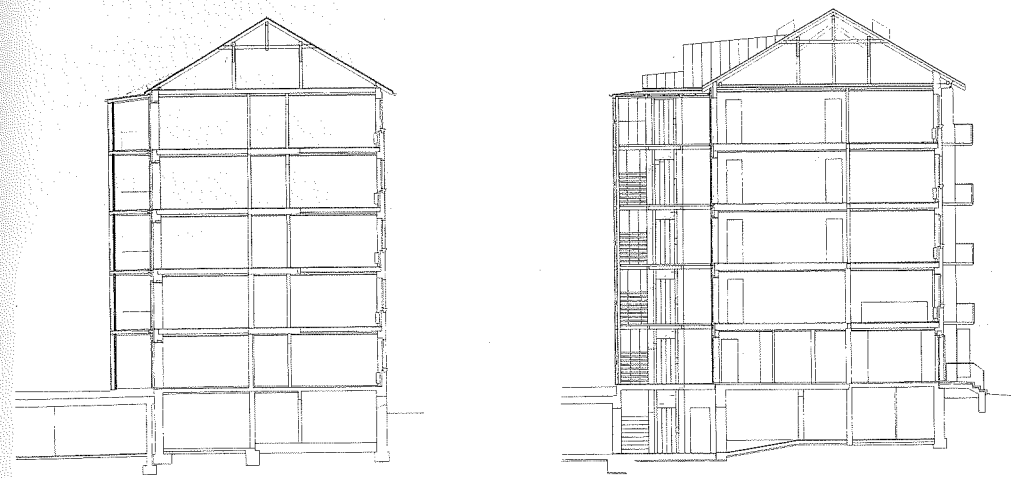
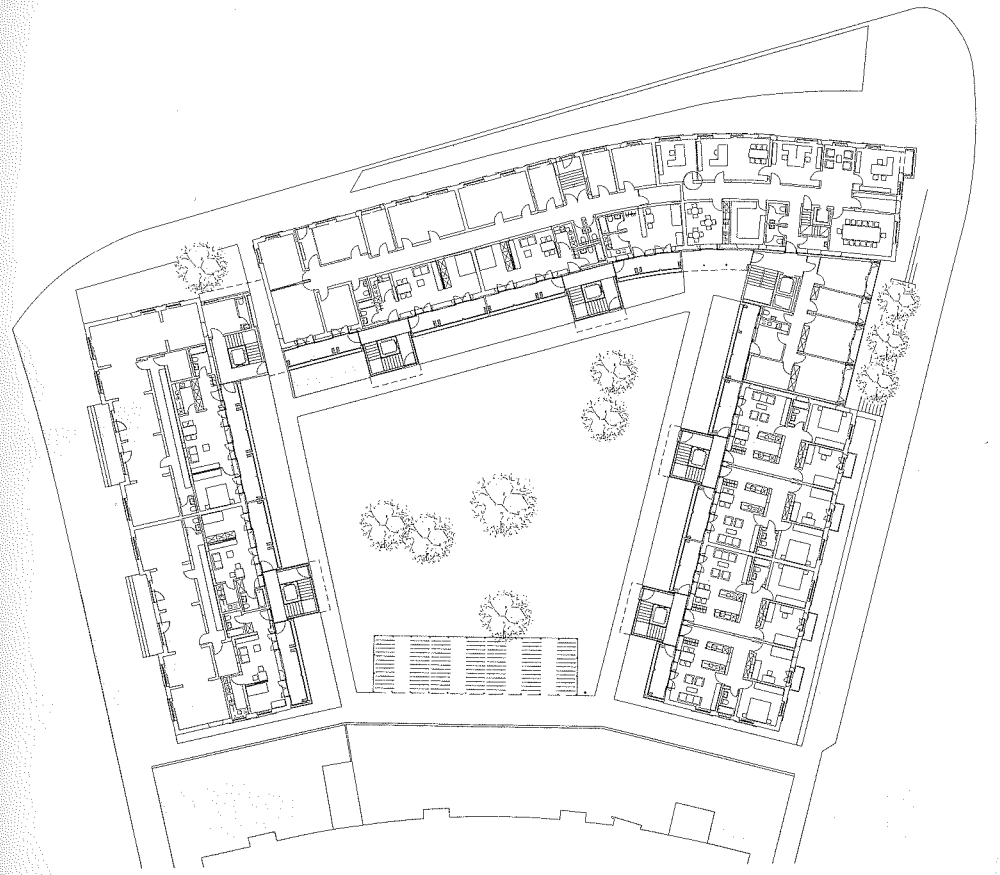
Objektbeschreibung

Das vorhandene Ensemble aus den Jahren 1943/44 besteht aus drei ursprünglich frei stehenden Gebäuden entlang eines Strassengevierts und reagiert mit seinen bestehenden Volumetrien präzise auf die städtebauliche Situation am Bahnhofplatz. Das Erscheinungsbild der vorgefundenen Bausubstanz wurde stadtseitig in einer fast denkmalpflegerischen Haltung renoviert und bleibt so dem Stadtgefüge als vertrauter Wert erhalten. Mit der zurückversetzten Schliessung der Baulücken entstand unter zusätzlicher Verdichtung des Quartiers ein geschlossener Blockrand mit einem intimen, geschützten Innenhof. Hierher wurden auch die bestehenden, den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechenden Erschliessungskerne verlegt und, zusammen mit einer als Veranda ausgebildeten Vorzone, als Stahl-Glaskonstruktion in eine neue Fassadenschicht integriert. Verbunden mit einer thermischen Fassadensanierung zum Hof entstanden so für die Wohnungen lärmgeschützte und gut besonnte Aussenbereiche. Die Auslagerung der Erschliessung ermöglichte zudem grosszügigere und durchgehende Grundrisse der Altbau-Wohnungen.

Würdigung der Jury

Die Alterung der Substanz und die Veränderung der Ansprüche bringen es oft mit sich, dass eine tiefgreifende Sanierung von Bauten notwendig ist. Dabei müssen deren städtebaulichen und architektonischen Eigenschaften erkannt und aufgewertet werden. Nur so, als Ergebnis sensibler entwerferischer Entscheidungen, lässt sich die Erhaltung von Bauten zum Zweck der Erinnerung begründen. Dieses hochaktuelle Thema führte im Fall des Tivoli-Areals zu einer klaren Strategie: Die Ergänzung und Sanierung von drei Wohnhäusern aus den vierziger Jahren trägt der gegebenen städtebaulichen Situation Rechnung, indem sie die Wohnungen auf den geschützten Hof ausrichtet. Und sie entspricht den heutigen Wohn- und Lebensformen auch, indem sie Wohnungen von unterschiedlicher Grösse realisiert, die von grosszügigen Raumfolgen geprägt werden. Die Raumschicht, die im Hof zwischen den neuen, verglasten Treppen vor die Wohnungen gesetzt ist, schafft lebendige Loggien. Sie reagiert gleichzeitig effizient auf energetische und haustechnische Anforderungen. Ohne historisierende Neigungen ist hier im Sinn von Nachhaltigkeit bei der Sanierung dieser Wohnhäuser die Tradition mit einer zeitgemässen Wohnstimmung kompromisslos verknüpft.





Primarschulhaus und Feuerwehrlokal, Fläsch

Baujahr:	1998/1999
Bauherrschaft:	Gemeinde Fläsch
Architekt:	Pablo Horváth, Chur
	Mitarbeit: Curdin Michael
Ingenieur:	Bänziger, Köppel, Brändli und Partner, Chur

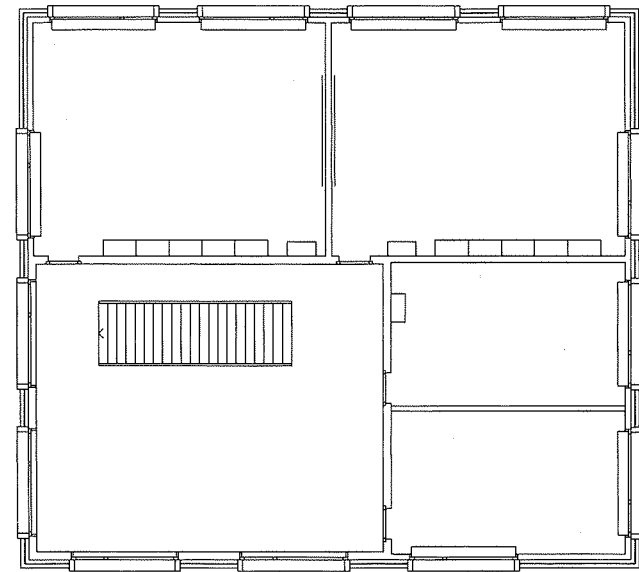
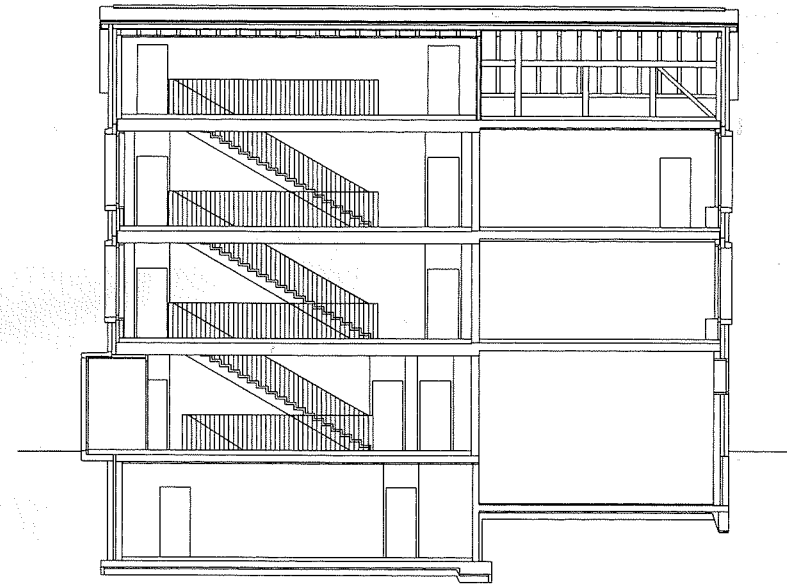
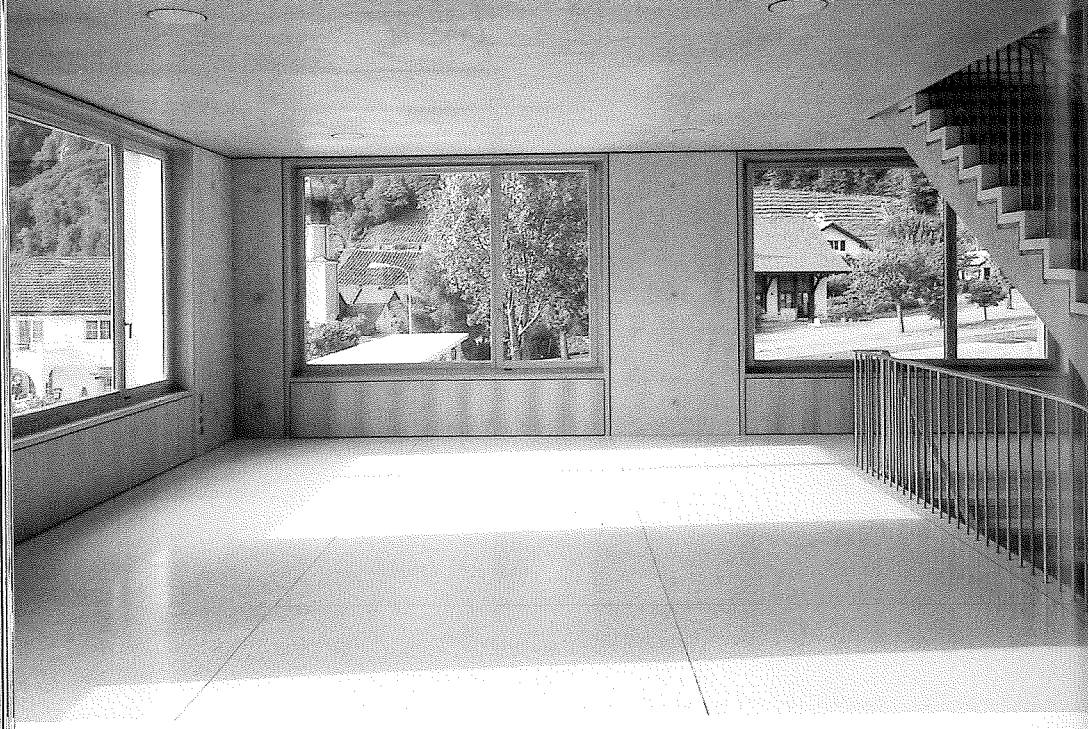
Objektbeschreibung

Vom Dorfkern her kommend, an Gemeindehaus und Kirche vorbei, erreicht man das neue Dorfschulhaus. Markant steht es an der Dorfstrasse und definiert den Siedlungsrand. Zusammen mit der Mehrzweckhalle und der gedeckten Laube bildet das Schulgebäude einen hofartigen Aussenraum; eine neue Gesamtanlage ist entstanden. Das Schulhaus ist gegliedert in ein Feuerwehrlokal, in einen grossen, mehrgeschossigen Erschliessungsraum (den Steinraum) und in die Klassenzimmer (die Stuben). Im Steinraum sind Sichtbeton, Lärchenholz, Terrazzoböden, Glas und Baubronze die prägenden Elemente und erzeugen eine klare und ruhige Stimmung. Bei den Klassenzimmern erinnern die massiven Lärchenholzböden und -decken an Holzstuben. Die grossen Fenster, immer über Eck angeordnet, schaffen differenzierte Lichtverhältnisse für verschiedene Unterrichtsformen. Das neue Primarschulhaus orientiert sich bei Volumen, Fassadengestaltung, Grundriss und Raumstimmung an der Typologie älterer Schulhäuser. Im Sinne der alten Baumeister wurde auf eine sorgfältige Detaillierung, eine ausgewogene Proportionierung und auf eine harmonische Materialisierung grossen Wert gelegt.

Würdigung der Jury

Das Schulhaus steht oben im Dorf, wo sich dieses in einzelne Häuser auflöst. Es antwortet auf diese Situation mit einem einfachen, festen Körper unter einem schwach geneigten Satteldach. Die Stützmauer des Platzes verbindet den Bau mit dem Dorf. Der dreigeschossige Körper öffnet sich mit grossen gerahmten Fenstern auf seine ausserordentlich schöne Umgebung. Sie holen den Wald, das Dorf, den Felsen hinter dem Dorf als Welt der Kinder ins Schulhaus. Durch ihre Grösse verfremden sie das Bild «älterer Schulhäuser», das der Architekt angestrebt hat. Gleichzeitig geben sie den Räumen eine ungewöhnliche Grosszügigkeit, die vor allem die Hallen zu Räumen fern eines falschen «kindlichen» Masstabes machen. Diese Hallen sind aus «Stein» bzw. Beton, die Räume für den Unterricht hingegen aus Holz. Formen, Materialien und Proportionen geben dem Schulhaus eine Gelassenheit, die in der gegenwärtigen Architektur selten ist. Dem Entwurf ist alles Demonstrative fremd. Er ist der Ausdruck eines Traditionalismus, der mit wenigen, vertrauten Dingen auskommt. Er verwendet sie aber nicht als Zeichen, sondern als Dinge eines bewährten Gebrauchs. Das schliesst nicht aus, dass sie sich weiterentwickeln, wie gerade die Fenster zeigen. So ist dieses Schulhaus ein schönes Beispiel für einen Traditionalismus «in Bewegung».





Einfamilienhaus Meuli, Fläsch

Baujahr: 2001
Bauherrschaft: Claudia und Andrea Meuli, Fläsch
Architekten: Valentin Bearth & Andrea Deplazes, Chur
Partner: Daniel Ladner; Mitarbeit: Claudia Drilling
Ingenieure: Conzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

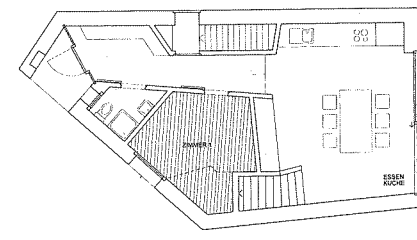
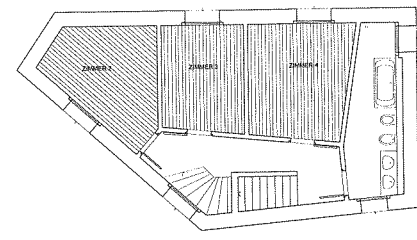
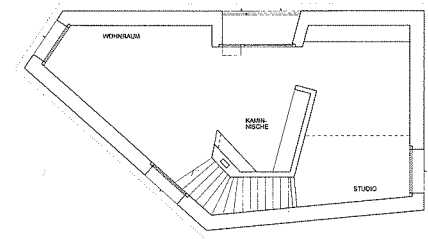
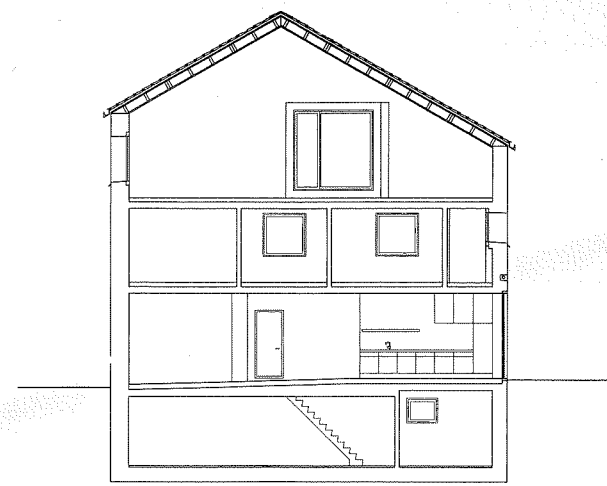
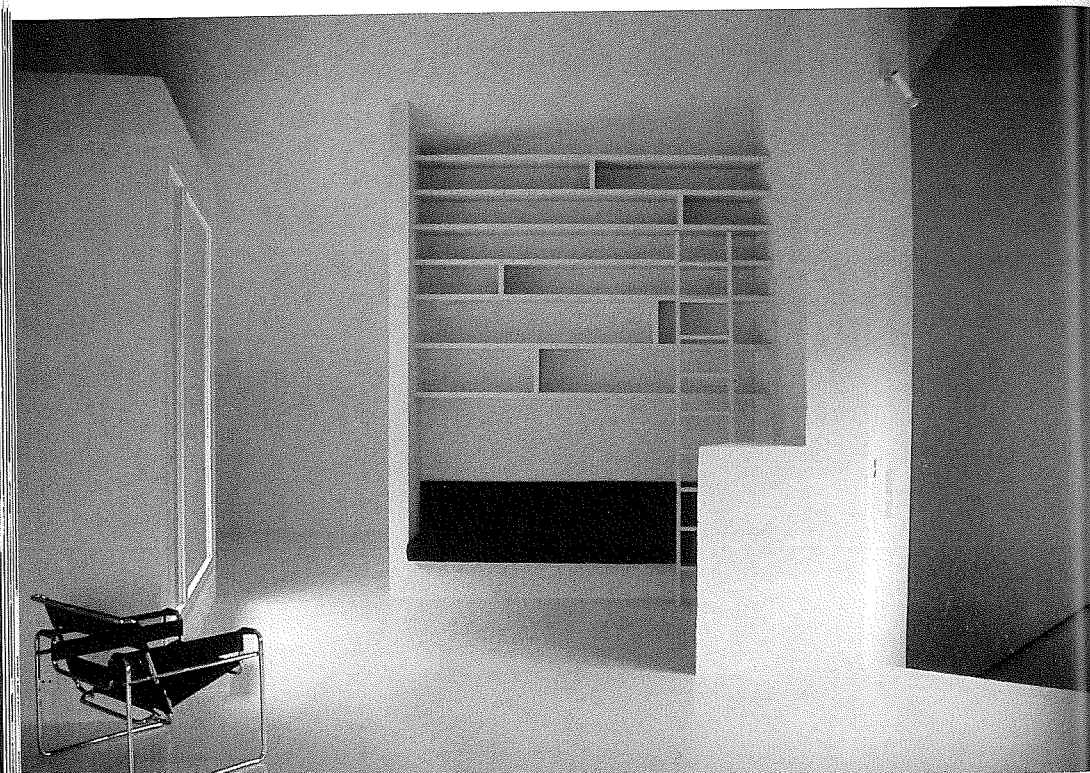
Objektbeschreibung

Als Monolith in Sichtbeton sichert der Wohnturm der Familie Meuli die Dorfgrenze und fasst den Gassenraum, bevor man diesen in Richtung der offenen Rebberge verlässt. Gedrungen und plastisch wie die alten Fläscher Herrschaftshäuser verdankt er seine fünfeckige Grundform der spitzwinkligen Parzelle beziehungsweise dem daraus abzuleitenden, korsettartigen Baufenster, dem im Süden ein kleiner Garten vorgelagert ist. Die Wohnräume sind auf drei Etagen untergebracht: das Gartengeschoss mit Küche, Ess- und Gästeraum, das Zimmergeschoss und zuoberst das Wohngeschoss mit Studio. Alle Räume sind massiv in Beton gegossen und grauweiss geschlänmt, so dass die Archaik der Schalung und ihre Ungeschliffenheit sowohl innen wie aussen spürbar bleiben – ein Umstand, der dank der Erfindung eines tragfesten Dämmbetons erst ermöglicht wurde. Die Fassaden des Wohnturms sind einschalig-monolithisch aus 50 cm starken Mauern und innen bündigen Fenstern gebaut. Obwohl eine völlig andersartige Bautechnologie vorliegt, trägt dieses Haus mehr zur gewachsenen Siedlungsstruktur und Identität von Fläsch bei als irgendein stilistisches Plagiat.

Würdigung der Jury

Der monolithische, aus einem Guss hochgezogene, turmartige Baukörper aus tragfähigstem Dämmbeton erfüllt zunächst eine wichtige, stabilisierende Funktion an einer zur Auflösung tendierenden Ortsgrenze. Er markiert eindrucksvoll den Übergang von einer verdichteten Bebauungsstruktur zur Landschaft. Der kristalline, aus dem unregelmässigen Grundstück abgeleitete Körper mit fünfeckigem Grundriss und den freigesetzten Öffnungen erlaubt Analogien zur Graubündner Bautradition, ohne sie in formalen Details zu kopieren. Der spiralförmig geführte Weg durch das Haus eröffnet überraschende Ausblicke mit einer fast bildhaften Wahrnehmung der überaus schönen Landschaft. Das Haus schafft nicht nur eine massgeschneiderte Wohnatmosphäre für eine Familie, sondern liefert einen im öffentlichen Interesse stehenden Beitrag zur Bau- und Wohnkultur auf dem Lande.





Maiensäss Cania, Fanas

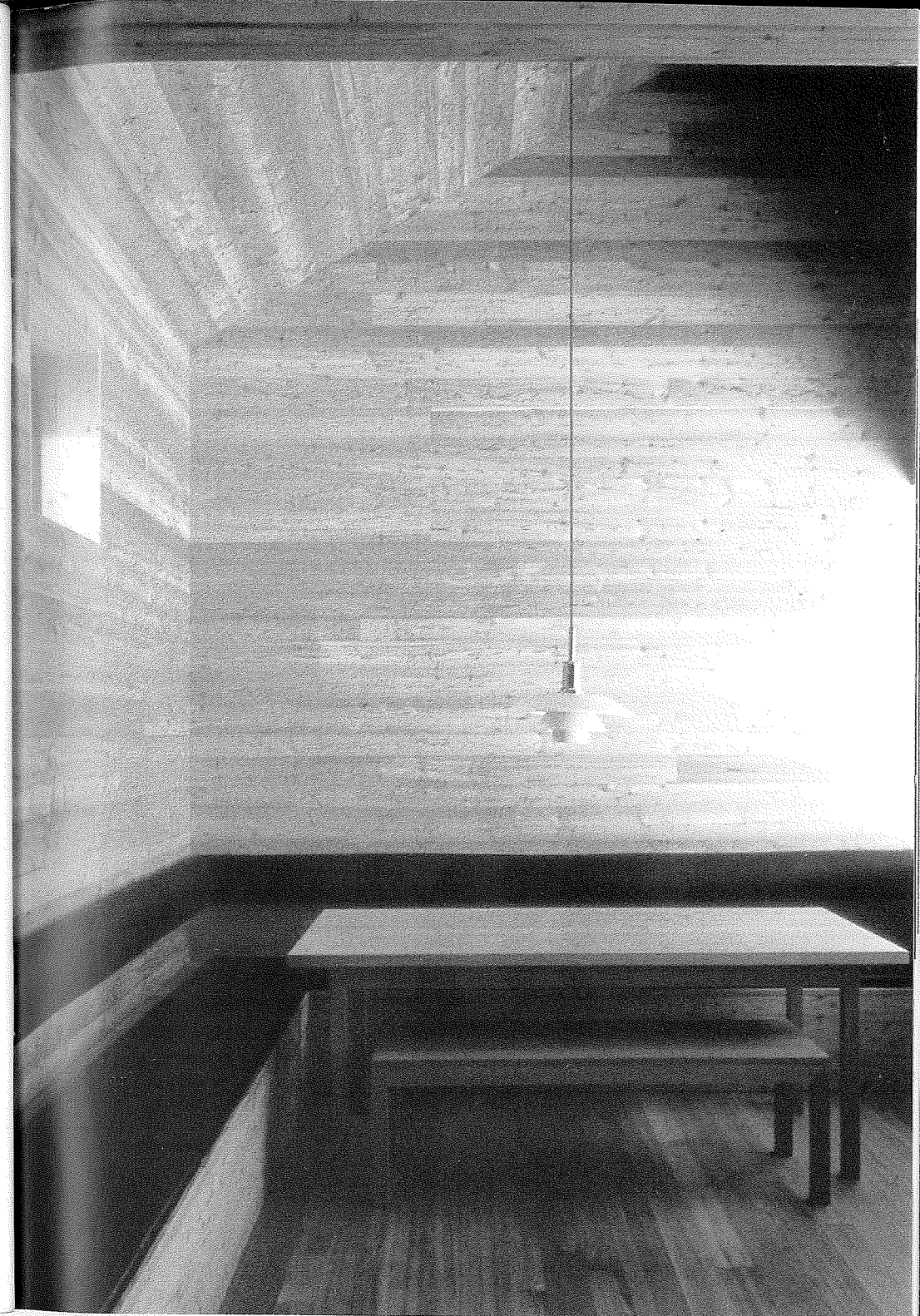
Baujahr: 2000
Bauherrschaft: Claudia und Jann Rageth, Landquart
Architekten: Valentin Bearth & Andrea Deplazes, Chur
Partner: Daniel Ladner; Mitarbeit: Claudia Drilling
Ingenieure: Conzett, Bronzini, Gartmann AG, Chur

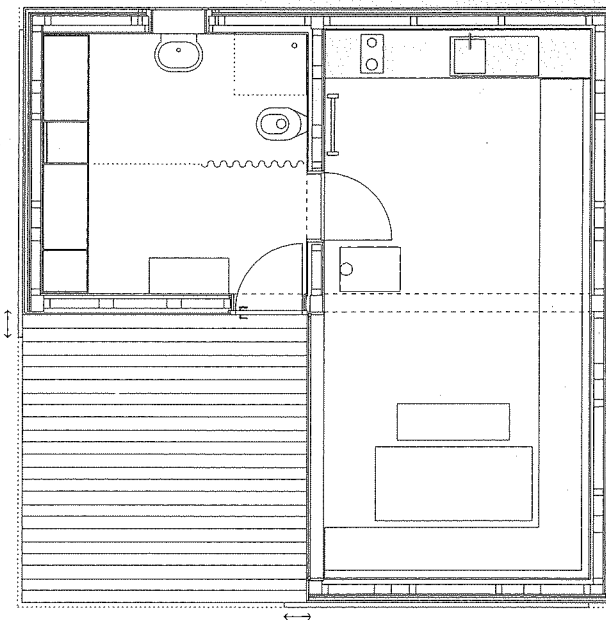
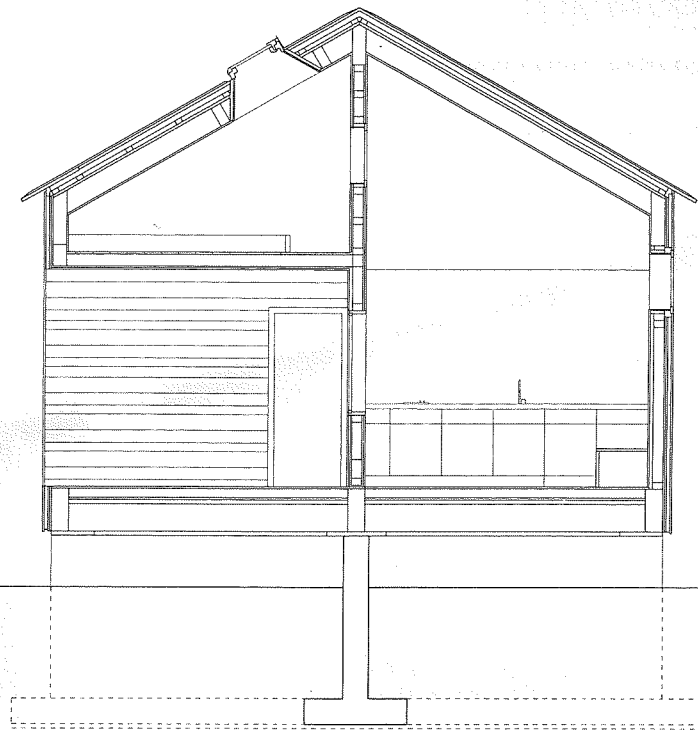
Objektbeschreibung

Als Wiederaufbau eines abgebrannten Maiensässes widerspiegelt die Berghütte einerseits ihre Abgeschiedenheit – sie ist nur zu Fuss oder mit der Seilbahn erreichbar –, andererseits ihre traumhafte Lage in einem Mischwald unter einer markanten Felsstirn. Entweder zeigt sich der Lärchenholzbau verschlossen und fensterlos als unbetretbares Refugium, aufgelegt auf ein Fundamentkreuz aus Beton, das das instabile Gelände sichert. Oder, indem zwei Fassadenteile über Eck aufgeschoben werden, als offene Aussichtsplattform mit einer grossflächigen, verborgenen Fensterfront, die das innere Raumgefüge ausreichend belichtet (und die gemäss Fanaser Baugesetz verboten ist). Der Grundriss ist in vier Quadranten organisiert, die sich im Schnitt wechselseitig zu grosszügigen Räumen und Galerien, oder eben zur Plattform hin erweitern. Boden und Wände sind aus satt gestossenem Lärchenholz gezimmert.

Würdigung der Jury

Die temporär genutzten Gebäude in diesen Höhen und ausserordentlichen Lagen dienen lange nicht mehr allein der Bewirtschaftung der Weiden und Wiesen oder der Fütterung des Viehs im Winter. Dieser Gebrauch wird durch die Nutzung für Ferien überlagert. Der Entscheid von Architekten und Bauherrschaft, an die Stelle des durch Brand zerstörten Vorgängerbaus einen Neubau zu setzen und damit auf eine Rekonstruktion zu verzichten, ist begrüssenswert. Über kreuzförmigem Fundament, das den Grundriss in vier Quadranten unterteilt, erhebt sich eine scharf geschnittene Holzkiste. Sie ist mit einem Satteldach eingedeckt und steht giebelständig zum Hang. Wenn das Haus bewohnt wird und sich mit Leben füllt, öffnet sich über Eck eine grosse, leicht schwebende Loggia mit grossem Panoramafenster. Eine bewegliche Holzterrasse führt aufs Vorgelände. Zwei mächtige Schiebeläden erlauben es, bei der Abreise die Loggia und damit das Haus wieder vollständig zu schliessen und es für die Zeit, in der es nicht benutzt wird, gleichsam in Schlaf zu versetzen. Das unterstreicht seinen ephemeren Charakter.





Sunnibergbrücke, Umfahrung Klosters

Baujahr:	1997–1999
Bauherrschaft:	Kanton Graubünden
Entwurf:	Christian Menn, Chur
Ingenieure:	Bänziger, Köppel, Brändli und Partner, Chur
Berater Gestaltung:	Andrea Deplazes, Chur

Objektbeschreibung

Die Sunnibergbrücke überquert das Tal in etwa 60 Meter Höhe über dem Fluss Landquart von der Geländeterrasse Büel zum Gotschnahang. Die fünffeldrige Schrägseilbrücke mit einer Gesamtlänge von 526 Metern ist das augenfälligste Bauwerk der neuen Umfahrung Klosters. Es wurden deshalb höchste Anforderungen gestellt an die Gestaltung, die Einpassung in die Landschaft, an eine hohe Dauerhaftigkeit im rauen Gebirgsklima und an eine möglichst umweltschonende Bauausführung. Das Schrägseilbrückenkonzept beeindruckt aufgrund der technischen Innovation und der Ästhetik überdurchschnittlich. Die Brücke dominiert nicht, sie fügt sich schlank und transparent in das teils bewaldete, teils landwirtschaftlich kultivierte Prättigau ein. Für die Brückenbenutzer wie auch für den abseits stehenden Betrachter ergibt sich ein faszinierendes Brückenerlebnis.

Würdigung der Jury

Die Sunnibergbrücke ist das markanteste Bauwerk der Umfahrung Klosters, und sie repräsentiert einen weltweit beachteten Meilenstein in der Entwicklung der Brückenbaukunst. Das feingliedrige, sehr effiziente und dennoch robuste Brückentragwerk beeindruckt durch das originelle Konzept und die hohe Ausführungsqualität. Die fünffeldrige, fugenlose, im Grundriss gekrümmte Schrägkabelbrücke mit relativ grossen Spannweiten und kurzen Pylonen zeichnet sich durch hohe Transparenz und Schlankheit aus und visualisiert den Kraftfluss in klarer Weise. Die in ästhetischer Hinsicht heikle Kombination von gekrümmter Grundrissform mit Schrägkabeln wird mit den flach gespannten, harfenartig angeordneten Kabeln in bestmöglicher Art gemeistert.



Sportzentrum Davos

Baujahr:	1993–1996
Bauherrschaft:	Davos Tourismus
Architekten:	Annette Gigon und Mike Guyer, Zürich
Ingenieure:	Diag Davoser Ingenieure AG, Davos Branger & Conzett, Chur

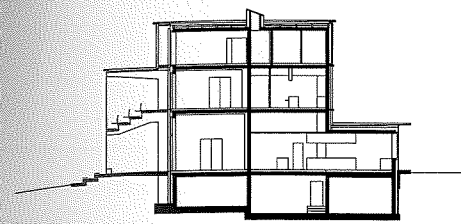
Objektbeschreibung

Das Sportzentrum ersetzt das hölzerne Eisbahngebäude des Davoser Architekten Rudolf Gaberel. Wie der Vorgängerbau begrenzt das neue Gebäude das Feld der Eisschnell-Laufbahn bzw. der Sportanlagen gegen Norden und fasst den rückwärtigen Ankunftsraum. Gegenüber diesen beiden Aussenräumen reagiert das Bauvolumen jeweils anders: Mit einer zweigeschossigen, vorgelagerten, licht-, luft-, und sichtdurchlässigen Tribüne gegen das Eisfeld und mit einer eingeschossigen, kompakten Ausstülpung gegen die Ankunftsseite. Im prismatischen Bauvolumen sind eine Vielzahl von unterschiedlichen Nutzungen dicht und effizient zusammengefasst – Grossgarderobe, Restaurants, Küche, Büros, Maschineneinstellhalle, Sportmedizinräume, Clubgarderoben, eine Wohnung und Kurgästezimmer. Die schmale Tribüne steht in enger räumlicher und funktionaler Beziehung zu den angrenzenden öffentlichen Räumen des Restaurants und der Grossgarderobe. Sie beschattet deren grosszügige Verglasungen ähnlich einem Brise-Soleil. Die Tragpfeiler der Tribüne bestehen aus Beton. Sie lassen den konstruktiven Aufbau des gesamten Gebäudes erkennen – einen je nach Nutzung verkleideten oder roh belassenen Betonbau. Aussen wird der isolierte Baukörper von einer zweischichtigen, hölzernen Fassadenverkleidung – ähnlich zweier sich überlagernder Holzzäune – umhüllt. Die Tribüne selbst wird von den Besuchern über ihren eigentlichen Zweck hinaus als Aussichts-, Freiluft- und Sonnenbalkon benutzt.

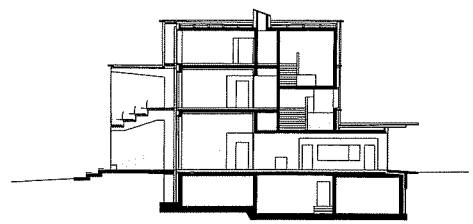
Würdigung der Jury

Der hölzerne, schindelverkleidete Vorgängerbau aus dem Jahre 1933 wurde 1991 durch Brand zerstört. Er bildete den nordöstlichen Abschluss des grossen Davoser Eisovals. An die gleiche Stelle setzten die Architekten mit viel Geschick einen Neubau. Er weist einige Referenzen an den Vorgängerbau auf, etwa die markante Besuchertribüne für Sportanlässe und Sonnenbäder. Seine Kraft gewinnt das neue Sportzentrum aber durch geschickte Verdichtung, präzise Strukturierung und Zuteilung der Aufgaben sowie durch seine architektonische und farbliche Durchgestaltung in Zusammenarbeit mit dem Künstler Adrian Schiess. Der Betonbau besitzt eine zweischalige Holzverkleidung: die innere Schalung ist in den Farben Orange, Blau und Gelb gefasst und kontrastiert in wechselvollem Spiel mit der äusseren, rohbelassenen Schalung. Diese Farbigkeit ist es, die dem Sportzentrum auch im Innern (erweitert durch die Farben Framboise, Apricot oder Hellgrün) ein ansprechendes, gleichsam intrigierendes, überraschendes und unverwechselbares Aussehen verleiht.

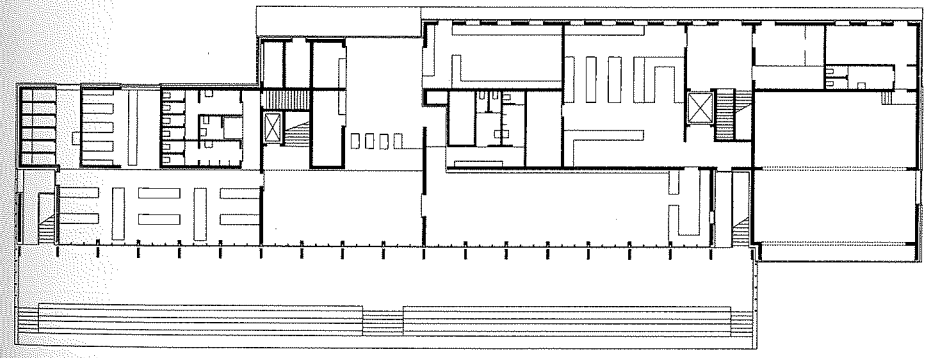
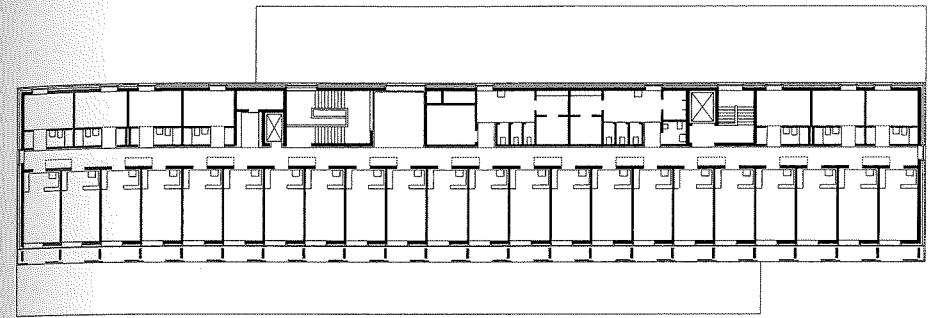




QUERSCHNITT RESTAURANT



QUERSCHNITT HALLE



Chasa Schigliana, Sent

Onn da construcziun: 1999/2000, integrasiun d'in atelier
Proprietaria: Helen Rösch-Scheller, Ennetbaden
Architects: Rolf Furrer, Basilea
Christof Rösch, Sent
Inschigner: Andreas Zachmann, Basilea

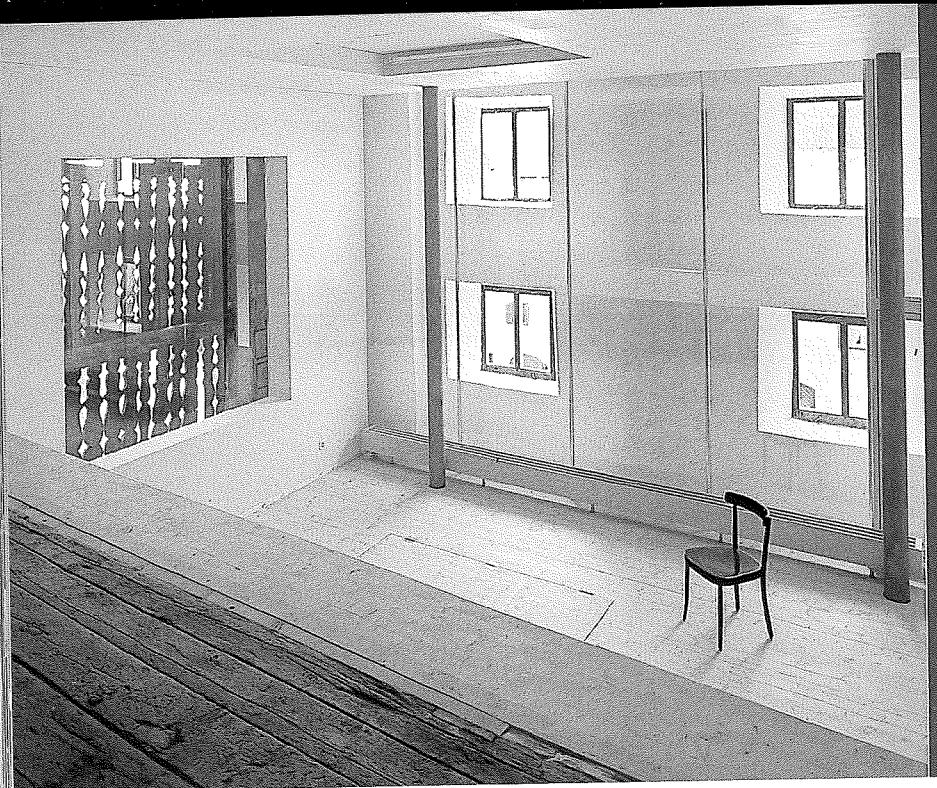
Objektbeschreibung

Im Haus Schigliana ist im Ökonomiegebäude ein Neubau entstanden, der von aussen kaum sichtbar ist: Eine knapp 400 Kubikmeter grosse, gut isolierte Struktur, die sich präzise auf die alte Gebäudehülle bezieht. Die Baustuktur, die autonom im alten Gemäuer steht, ist als Atelier und Wohnraum für einen bildenden Künstler konzipiert. Die im wesentlichen in Holz gebaute Struktur wird von einer Stahlkonstruktion getragen und stabilisiert. Die Stahlstruktur ist gleichzeitig räumlich und konstruktiv auf eine Laufkatze (kleiner Kran) abgestimmt, die bei Bedarf montiert werden kann. Mit den aufklappbaren Bodenöffnungen wird symbolisch auf die Heuaufzüge zurückgegriffen. Grosse Werkstücke können durch diese Öffnungen bewegt werden. Die Vertikalstruktur ist in vier Phasen gegliedert: eine Kaltwerkstatt/ ein Lager auf dem ehemaligen Stallniveau, einen Atelierraum im EG mit zwei unterschiedlichen Niveaus, einen Atelierwohnraum im ersten Obergeschoss und ein kleines Zimmer auf dem Estrich.

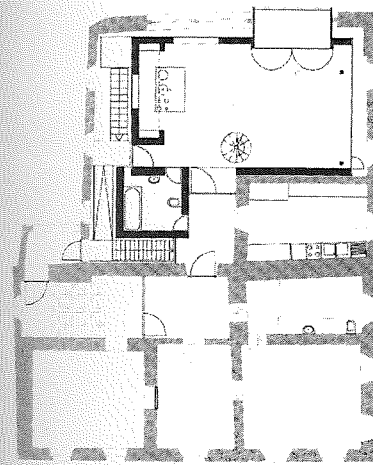
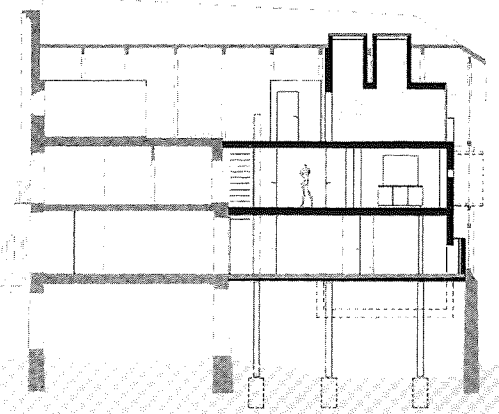
Würdigung der Jury

Der Einbau eines Ateliers mit Wohn- und Arbeitsräumen in den Ökonomieteil des Hauses Schigliana 183 in Sent verfolgt einen modellhaften Ansatz für das grundsätzliche Problem, leerstehende Ökonomieteile von historischen Vielweckbauten neu zu nutzen. Bereits im 19. Jahrhundert war im über 300 Jahre alten Haus der Wohnteil im 1. Obergeschoss durch eine zusätzliche Küche im Ökonomieteil erweitert worden. Neu wurde durch das Einfügen von eigenständigen, eingeschobenen Baukuben eine Erweiterung realisiert, die sich in mehrere Einheiten unterteilen lässt, wobei die installationsintensiven Teile im Ökonomieteil untergebracht sind. Dabei wurde das Wesen eines ebenerdigen Bergeraums unter einem einheitlichen Kaltdach physikalisch und typologisch bewahrt und die historische Grundstruktur weitgehend erhalten. Durch Addition statt Austausch des Bestehenden ist das denkmalpflegerische Prinzip einer umbaufreundlichen Reversibilität respektiert. Die bestehenden Lichtöffnungen sind optimal genutzt und mit einem Dachfenster ergänzt; die Veranda an wenig einsehbarer Stelle macht den Eingriff auf angemessene Weise ablesbar.

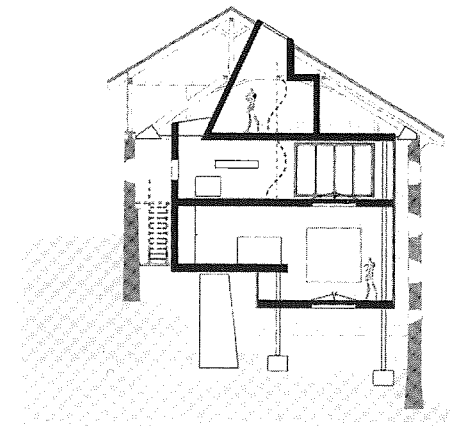




Längsschnitt



Obergeschoss 1



Querschnitt

Bildernachweis

Lucia Degonda: Chasa da scola Duvin

Ralph Feiner: Chasa da scola, Vella; Haus Wieland, Felsberg; Siedlung Tivoli Chur;
Schulhaus Fläsch; Haus Meuli, Fläsch; Maiensäss Cania, Fanas

Reto Führer: Kapelle Oberrealta

Rolf Furrer, Christof Rösch: Chasa Schigliana, Sent

Heinrich Helfenstein: Sportzentrum Davos; Schulhaus Paspels

Christian Kerez: Kapelle Oberrealta

Archiv Olgiati: Gelbes Haus, Flims

Reto Reinhardt: Sunnibergbrücke Klosters

Schenk & Campell: Pünt da Suransuns

Karl Segmüller, Gion A. Caminada: Chasa Crestas, Vignogn

Vladimir Spacek, Vaclav Sedy: Kantonsspital Chur

Büro Zumthor: Thermalbad Vals

